<36608325610016

Schwarzgelb.

Roman
aus Oesterreichs letzten zwölf Jahren.

Von

Alfred Meißner.

Dritte Abtheilung:

Vae Victis.

Zweiter Band.

Berlin, 1864.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Vae Victis.

Von

Alfred Meißner.

Zweiter Band.

Berlin, 1864.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Inhalt des zweiten Bandes.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

In welchem Grauwak eine ernste Verwarnung erhält.

Der schwere Prozeß, in welchen sich Bruno Haldenried so unerwartet verwickelt sah, war der kriegsgerichtlichen Commission in Pesth zur Entscheidung überwiesen worden.

Der Angeklagte befand sich seit kurzer Zeit in der ungarischen Hauptstadt und saß in dem dortigen „Neugebäude" in strengster Haft.

Als die offizielle Kunde seiner Festnehmung an der böhmischen Grenze an alle dabei interessirten Amtsstellen gelangt war, hatten ihn drei verschiedene Gerichte reclamirt: das Kriegsgericht in Pesth, das Landesgericht, in dessen Bereich Kraßnitz gelegen, und

1*

endlich die Bezirkshauptmannschaft, welcher Herr von Rack als Chef vorstand.

Während dieser Competenzstreit dauerte, konnte ein so kostbarer Fang dem eigentlich nur improvisirten Haftlokale an der böhmischen Grenzstation für längere Zeit nicht anvertraut werden. Ein notorischer Hochverräther, auf welchem noch zum Uebermaaße der Verdacht einer Blutschuld lastete, konnte füglich nicht in denselben Räumlichkeiten beherbergt und aufbewahrt werden, in welchen in der Regel nur Handwerksburschen mit abgelaufenen Päßen und gemüthliche Vagabunden einquartirt zu werden pflegten.

Bruno wurde auf höheren Befehl unter den nöthigen Vorsichtsmaßregeln, doch ohne alles Aufsehen, nach Olmütz gebracht, wo er so lange blieb, bis die Regierung, die es inzwischen auf Berufung übernommen hatte, den Streit über die Zuständigkeit des Gefangenen zu lösen, die Entscheidung getroffen haben würde. Sonach war kein Zweifel, daß jener junge Mensch hinter dem Kerkergitter, welchem die kleinen Töchterchen des Friseurs Stökler mehrmals Ständchen gebracht, Bruno war, der gerade an dem Tage, an welchem die Mädchen gekommen waren, um sein Briefchen

in Empfang zu nehmen, seine unfreiwillige Reise nach Pesth angetreten hatte.

Die Regierung hatte sich nämlich entschieden, die Untersuchung der Militärbehörde in Pesth zu überweisen. Die betreffende Ordre verwahrte sich ausdrücklich vor der Deutung, daß man höheren Ortes die Absicht habe, nach der politischen Schuldepoche des Angeklagten zurückzugreifen und dadurch die bei Ertheilung der Erlaubniß zur Rückkehr zugesagte Amnestie zurückzunehmen, sondern sie basirte ihren Beschluß mit klaren Worten auf ihre Auffassung der in Frage stehenden, rein strafrechtlichen Angelegenheit. Die Regierung nahm nämlich an, daß Bruno, falls er der Tödtung, deren er beschuldigt, überwiesen werden sollte, allem Anscheine nach nur die Ermöglichung seiner Flucht auf ein straffreies Gebiet im Auslande zum Motiv gehabt haben könne, und daß sich in diesem Falle die gewaltsame That an die Kette seiner rein politischen Gesetzübertretungen auf's engste anschlösse.

Die Verhandlungen der den Kriegsgerichten zugewiesenen Fälle gingen, wie man sich lebhaft erinnern wird, der ganzen Natur dieser Gerichtsbarkeit nach, in größter Verschwiegenheit und Geräuschlosigkeit vor sich.

Wahre Monstreprozesse wurden geführt und entschieden, ohne daß eine Civilistenseele in der Stadt eine Ahnung davon hatte. Immer nur von Zeit zu Zeit, an irgend einem Morgen sollte die Bevölkerung über die rastlose und umfangreiche Thätigkeit der Militärgerichte aufgeklärt und in der Regel in die peinlichste Sensation versetzt werden, wenn das zur Hand genommene Amtsblatt zehn bis fünfzehn Namen von Angeklagten, ihr Vergehen und ihre Strafe nannte und Urtheilssprüche von spartanischer Strenge mit wortesparendem Lakonismus kundthat.

Es hatte demnach gar nichts Ungewöhnliches und Exceptionelles an sich, daß Bruno's Prozeß im Gange war und die Instruction desselben zur Aburtelung heranzureifen begann, ehe noch Einer seiner Angehörigen oder ihm Nahestehenden eine Nachricht darüber hatte. Dagegen war aber die Citirung von Personen, welche geeignet waren, ein Licht auf die Urheberschaft der schweren That zu verbreiten, von keiner Seite verabsäumt worden.

Auf diese Weise war es erklärlich, daß Bruno's Onkel noch um diese Stunde über das Schicksal seines Neffen im Ungewissen war und seinen treuen und er-

gebenen Raben Grauwak — freilich immer vergeblich — ausgesandt hatte, Land zu suchen.

Das einzige Ergebniß der Reisen des Letzteren war das Zettelchen, welches er von Olmütz mitgebracht hatte. Alles sprach dafür, daß es von Bruno's Hand herrühre, aber es war eigentlich inhaltslos und konnte nur als Fingerzeig dienen, die Nachforschung auf einen engeren Kreis zu fixiren. Auch in dieser Hinsicht hatte Grauwak manchen Weg und manche Frage gethan, aber kein Resultat erzielt. In jene Regionen, wo am sichersten und bequemsten Auskunft zu erhalten war, konnte er nicht vordringen. Er war ein Compromittirter, ein im Lande Befindlicher und dennoch Geächteter, mit einem Worte eine persona ingrata. Der alte Rentier, dem es sonst an den einflußreichsten Bekanntschaften nicht gefehlt hatte, war nun in einer ganz ähnlichen Lage. Sein Radicalismus, den er noch immer nicht verleugnete, ja zur Schau trug, ohne die Gefahren der Zeit zu scheuen, wirkte auf die hohen Herren wie ein Aussatz und verwandelte die Gewogenheit und Herablassung in Abscheu und Geringschätzung. Es gab freilich auch damals billigdenkende und wohlwollende Persönlichkeiten in den höchsten Stellungen,

aber wo sie suchen, an welchem Zeichen sie erkennen? Sie waren unter dem Terrorismus von Oben und der überall Verdächtige witternden Aufpasserei der sogenannten Wohlgesinnten von Unten meist gezwungen, ihren Collegen äußerlich zu gleichen oder gar mit den Wölfen zu heulen.

Der alte Haldenried, hochbejahrt, seit lange von einem schweren Leiden geplagt, konnte endlich seinem lange genährten Kummer nicht länger widerstehen und war erkrankt.

Der große Umschlag in der politischen Welt hatte ihm einen schweren Stoß versetzt und hätte allein hingereicht, einen heftigen, starr in seinen Ideen wurzelnden Greis niederzubeugen. Dieser eigentlich abstracte, rein geistige Schmerz war aber wahrhaft intensiv und eine wahre Herzenssache geworden, seitdem sein Liebling, gleichsam sein liebster und einziger Sohn, unter den Dornen seiner politischen Märtyrerkrone blutete. Bruno's Mißgeschicke waren ja Schläge, welche die tiefbeklagte Zeitperiode ihm persönlich austheilte.

Seit Jahren war die Erinnerung des alten Mannes an seinen Neffen nur Sorge, Angst und Qual. Er hatte ihn schon einmal als einen Todten betrachtet und

dann unverhofft wiedergefunden, doch nur um ihn jetzt noch einmal zu begraben. Das warf ihn nieder.

Seit mehreren Tagen schon mußte er das Bett hüten und sein Zustand schien eher einer Verschlimmerung als einer Besserung entgegenzusehen.

Grauwak saß stundenlang, Tag und Nacht, bei seinem Bette. Sie sprachen von Bruno. Grauwak mußte alle möglichen Geschichten aus dem Aufenthalt seines Neffen in Paris erzählen. Das kleinlichste Detail, die ausführlichste Ausmalung der geringfügigsten Vorgänge war wichtig genug, um die Aufmerksamkeit des alten Herrn zu erregen und sein Ohr mit Lust zu füllen. Aus diesen Erzählungen war ihm Burda wie Negroni bekannt. Für den Italiener interessirte er sich auf eine beinahe schwärmerische Weise. Grauwak hätte gern noch mehr Stoff besitzen mögen, um über den Chevalier Mittheilungen zu machen, weil es den Kranken aufmunterte und seine Phantasie von dem wunden Punkte seines Lebens weglenkte. Der alte Herr mußte zerstreut werden, sollte vergessen, denn für Trost und Hoffnung war sein Herz unzugänglich. Außerdem gab es nur noch ein Aufmunterungsmittel, welches seine Wirkung nie verfehlte. Es bestand darin,

daß Grauwak ein Zeitungsblatt, das er eigens zu diesem Zwecke zu sich gesteckt, aus der Tasche zog und irgend einen Artikel vorlas, der über die reactionairen Machthaber die Geißel schwang und der volksfeindlichen Politik ein trauriges Ende prophezeite. Diese Artikel waren freilich nur in englischen Blättern zu finden; diesseits des Canals wagte man kaum sie nachzudrucken, geschweige denn, daß man die muthige Inspiration gefunden hätte, sie zu schreiben.

Grauwak war, wie man weiß, auf besonderen Wunsch des alten Herrn und nur in Bruno's Interesse aus seinem freigewählten Exil zurückgekehrt. Nur diese noch fortdauernden Motive vermochten ihn auf einem Terrain festzuhalten, welches für ihn ganz unfruchtbar war und wo er beinahe auf Schritt und Tritt Anfeindungen zu erdulden hatte. Es waren nicht allein Chikanen von Seite der Behörden, sondern auch Einzelnheiten in Privatkreisen vorgekommen, welche selbst den alten Haldenried veranlaßten, Grauwak, trotzdem er ihm unentbehrlich geworden war, zu sagen, daß er kein Opfer mehr von ihm verlange und es ihm freistelle, zu bleiben oder zu gehen. Er fürchtete, daß auch ihm aus der Rückkehr Gefahren erwüchsen,

gleichwie seinem Neffen das Betreten des heimathlichen Bodens verhängnißvoll geworden war.

Eine ähnliche Befürchtung wurde neuerdings rege, als ein Billet an Grauwak's Adresse eintraf, da er eben am Bette des Kranken eine mit Burda erlebte Scene mit lachendem Munde erzählte und carikirte. Das Billet war vom Hofrath von Eggersdorf, jenem jovialen Herrn, der an der Spitze des Bureaus für Preßangelegenheiten sämmtliche Federn des In- und Auslandes maßregelte und controllirte, und welchem der hartnäckige Ruf einer liberalen Gesinnung und der freiesten politischen Anschauung unbeirrt zur Seite stand.

Dieser hohe Beamte hatte sich herbeigelassen, Grauwak zu bitten, ihn sobald als möglich auf seinem Bureau zu besuchen.

„Das ist offenbar eine Vorladung," hatte Grauwak zu Haldenried gesagt. „Des Hofraths berühmter Freisinn besteht wohl darin, daß er zu diesem Behufe nicht einen gemeinen Vorladungsschein, sondern die liebreizende Form eines zärtlichen Briefleins wählt, um mir irgend eine unangenehme Eröffnung zu machen."

Nicht allein von dem alten Herrn angeeifert, sondern von seiner eigenen Neugier in Spannung erhalten,

säumte Grauwak nicht lange, sich zu dem „wahrhaft modernen“ Beamten zu begeben.

Waren etwa dem Hofrath die Aeußerungen zu Ohren gekommen, welche Grauwak mit allzu großer Schärfe und Offenheit über ihn hatte fallen lassen, als Jener vor ein paar Wochen im Kaffeehause erschienen, am nämlichen Abend, an welchem die von Grauwak vorgezeigten Aktenstücke auf so räthselhafte Weise abhanden gekommen waren?

Das war die einzige klare Vermuthung, welche Grauwak auf dem Wege in den Sinn gekommen war.

Sein Herz schlug ein bischen höher, als er von dem livrirten Bureaudiener gemeldet und vorgelassen wurde. Eine gewisse Besorgniß hatte ihn erfaßt und wich noch keineswegs als er in das salonähnliche Arbeitszimmer des Hofraths trat und ihm dieser mit einer jovialen, studentenhaften Nonchalance, eine Cigarre im Munde, entgegenkam.

Jedenfalls lag ein auffallender, beinahe drolliger Contrast in dieser Erscheinung, wenn man bedachte, daß dieser Mann den Tag damit zubrachte, die freie Presse zu knebeln, zu mißhandeln, zu ersticken. Aller Vorstellung gemäß hätte man sich ihn als einen finsteren

Inquisitor oder wilden Banditen denken müssen. Aber es war bereits damals an der Seine das Wort gesprochen worden: Ce qu'il faut à notre epoque, c'est une main de fer dans un gant blanc.

Der Hofrath bot seinem Besucher auf's Liebenswürdigste einen Platz im Fauteuil an.

„Ich beeile mich," sagte Grauwak, „vor Ihnen zu erscheinen, wiewohl ich gestehe, nicht begreifen zu können, in welcher Beziehung ein Zeitungsschreiber, der die Feder längst freiwillig weggeworfen, noch zur obersten Censurbehörde stehen kann. Es scheint aber, daß man das Prädikat eines Schriftstellers nie verliert, wenn man einmal ein solcher in besseren Zeiten gewesen, gerade so, wie man immer ein Katholik bleibt, auch wenn man keine Kirche besucht und keine Predigt mehr gerne hört."

„Sie sind und bleiben ein Schalk, Herr Grauwak," erwiderte der Hofrath, fein lächelnd. „Sie sagen das Alles mit solcher Sicherheit und solchem Ernst, und werden dabei von Ihrem Mienenspiel so trefflich unterstützt! Ich aber kenne aus Ihren Aufsätzen von ehedem den ironischen Schelm hinlänglich, den Schelm, welcher trotz allen politischen Eifers und allen Tri-

bunenzorns in Ihnen steckt! Ja, ja! Ich habe die Literatur gründlich studiert und kann die Federn und ihre Leistungen eben so gut unterscheiden, wie Cigarren oder Rheinweinsorten. Ich finde sie heraus, trotz mangelnder oder falscher Etiquetten! O, ich kenne mich aus."

„Ich begreife nicht, Herr Hofrath, —" sagte Grauwak, den Genannten frappirt ansehend.

„Ich werde Ihnen bald verständlicher sein," gab der Hofrath mit demselben schlauen Lächeln, wie früher, zur Antwort. „Sie meinten vorhin, ein Katholik bleibe Katholik, auch wenn er sich gar nicht um die Kirche kümmere. Allerdings, füge ich hinzu, aber ein lauer, ein schlechter. Doch es giebt auch sogenannte Kryptokatholiken. Gerade so, lieber Herr Grauwak, kann ein Schriftsteller, der der Oeffentlichkeit seine Feder entzogen, doch Schriftsteller bleiben und seine Artikel ganz geheim schreiben! Was meinen Sie dazu?"

„Ich will nicht annehmen," rief Grauwak lebhaft überrascht, „daß ich in diesem Verdacht stehe . . ."

„Ueber den Verdacht bin ich längst hinaus," erwiderte der Hofrath jovial lachend. „Sie correspondiren recht fleißig in Blättern des Auslandes!"

„Herr Hofrath —“ wollte Grauwak im Ton des Protestes dazwischenfahren, allein Herr von Eggersdorf schnitt ihm das Wort gleich wieder ab.

„Sie stehen hier,“ fuhr er fort, „nicht vor einem Inquisitions-Tribunal. Ich habe Sie zu einer vertraulichen, beinahe freundschaftlichen Unterredung eingeladen. Ich darf dieselbe Offenheit und dasselbe Vertrauen beanspruchen, welches ich Ihnen entgegentrage. Ich betone es, daß ich Sie freundschaftlich zu sprechen wünschte. Das ersehen Sie schon daraus, daß Sie nicht hier, auf meinem Büreau, sondern ganz anderswo, sich wegen der Anklage geheimer Zeitungscorrespondenz zu verantworten haben würden. Dort könnten Sie es läugnen, wie Ihnen beliebt, bis Ihnen der Beweis den Mund sperrt, hier ist es nicht am Platze, hier verräth es ein Mißtrauen, das mich verletzen, das meine wohlwollenden Absichten erkälten müßte.“

„Herr Hofrath,“ versetzte Grauwak, der, wie man weiß, bei seinem leicht entzündlichen Geiste und seiner nicht grundlosen Verbitterung nicht selten sehr ungeberdig wurde, „Sie verlangen viel für die Ehre, daß Sie mich so charmant empfangen und mir einen Stuhl

angeboten haben. Ich soll mich anklagen, ich soll Geständnisse machen, mein geheimstes Thun Ihnen offen enthüllen! So weit könnte ich höchstens gehen, wenn ich schon die Beweise und nicht allein die Versicherungen Ihres Wohlwollens vor Augen hätte, denn aufrichtig gesagt, ich kann nicht d'ran glauben, daß ein abgethaner Schriftsteller wie ich es bin, in Ihnen ein persönliches Interesse erwecken könne ..."

„Sie sind ein schrecklicher Pessimist!" rief der Hofrath, das Erstaunen über das Vernommene niederkämpfend. „Sie glauben an mein Wohlwollen nicht, bezweifeln es frank und frei. Sie sollen bekehrt werden!"

Herr von Eggersdorf holte zwei mäßig große Papierbündel, in welchen einige Nummern eines großen Zeitungsblattes zusammengefaltet und zusammengebunden lagen.

„Hier," sagte er, auf eins der Bündel deutend, „ist eine englische und hier —" er hob das andere empor, „eine rheinische Zeitung. In jedem dieser Blätter sind seit zwei Monaten allwöchentlich Artikel über österreichische Zustände zu finden. Schreiben Sie nicht für diese Zeitungen?"

„Ich könnte Nein sagen," erwiderte Grauwak nach einigem Bedenken, „ich könnte kluger Weise läugnen. Warum? Ich lasse es darauf ankommen, daß man mir beweise, daß eine der Zeilen, welche ich in diese Blätter geschrieben, unrichtig, entstellt, unwahr sei. Es ist traurig genug, daß es so weit mit uns gekommen, daß wir im eigenen Lande keinen Nothruf mehr ausstoßen, sondern nur in der Fremde noch unsere Klagetöne ausschreien können. Ja, diese beiden Blätter enthalten in der That Correspondenzen von mir; ich übernehme die Verantwortung. Ich habe nur Thatsachen angeführt, nur notorische Facta und öffentlich verkündigte Regierungsmaßregeln interpretirt. Doch ich habe es nicht nöthig, den Inhalt und die Tendenz dieser Artikel zu rechtfertigen, sie sind nicht hier, sondern am Rhein und an der Themse erschienen, auf einem Gebiete, welches der Jurisdiktion Oesterreichs nicht unterliegt. Sie haben vielleicht das Recht, dem incriminirten Blatte den Postdebit zu entziehen, aber auch nicht den Schein eines Rechts, einen der Correspondenten oder Mitarbeiter offen oder heimlich vor Ihr Forum zu ziehen. Das hieße die englische Presse unter Censur stellen. Ich höre von

mancher Seite, Herr Hofrath, daß Sie ein liberal denkender Beamter sind. Wie ist es möglich, daß Sie das Organ des offenbaren Rechtsübergriffs und einer nur sich selbst beachtenden Willkür werden? Ich glaube, Sie brauchen nur gerecht zu sein, um zu fühlen, daß Sie damit ein wenig beneidenswerthes Amt erfüllen."

Herr von Eggersdorf hatte diese Invektive mit einer erhaben schmunzelnden Ruhe angehört und gab, ohne daß ihn sein bisheriger Humor verlassen hätte, zur Antwort:

„Mein lieber Herr Grauwak! der schwere Ernst der Angelegenheit liegt nur in Ihrer eigenen Auffassung. Was ich davon halte, eine Correspondenz, die in einem ausländischen Blatte erschienen, zu verfolgen — blos weil sie von einem Oesterreicher herrührt, — darüber haben Sie meine Ansicht noch nicht gehört. Ich bin Beamter — ich darf auch mit Stolz sagen, daß ich ein treuer Diener meines Monarchen bin — aber ich habe bis zur Stunde meine Pflicht noch nicht zum Ungesetzmäßigen und gar bis zum Absurden erstreckt. Ich habe freilich Vorschriften, über welche ein Urtheil zu fällen ich mich enthalte, aber seien Sie gewiß, daß von denselben

meine Wirksamkeit nicht so beengt ist, um aus dem Geleise zeitgemäßer Weltanschauungen oder gar der Gerechtigkeit hinausfahren zu müssen. Ich muß oft kampfvolle Auswege suchen, das ist wahr; aber der Beharrliche und Standhafte findet sie jederzeit. Wenn Sie da und dort im Publikum eine freundliche Aeußerung über meine Amtsführung vernahmen, so wünschte ich, Sie überzeugt zu haben, daß ich mich nicht einer ganz blinden Gunst erfreue. Gerade darum ist es aber auch kein bloßer Zufall, daß Sie mich auf diesem Posten finden. Es beweist, daß die Männer in den obersten Kreisen der Regierung, die mich berufen, keineswegs von den schwarzen Tendenzen geleitet werden, welche bei Ihrer Partei selbst so einsichtsvolle Männer wie Sie vorauszusetzen scheinen."

„Sie überschätzen meine Einsicht, Herr Hofrath," erwiderte Grauwak, das glatte, liberal flunkernde Plaidoyer abschneidend. „Sie kann nicht groß sein, denn ich sehe das Meiste von dem, was Sie mir eben bewiesen, nicht ein."

„Kommen wir zur Sache," sagte der Hofrath mit jener eigenthümlichen Jovialität, die sich immer gleich blieb und unverstimmbar schien. „Mit Worten ist

leicht oder schwer zu streiten, wie man's eben nimmt. Hören Sie also, warum ich Sie in Ketten und Banden vor mein fürchterliches Inquisitionstribunal habe schleppen lassen. . . ."

Er setzte sich und fuhr, indem er den Stuhl, wie ein guter Camerad recht nahe an Grauwak heranrückte, fort:

„Schon vor längerer Zeit bin ich von einer Amtsstelle, die im Rufe steht Alles auszuschnüffeln, auf die in Rede stehenden Correspondenzen, wie auch auf den Autor derselben aufmerksam gemacht worden. Ich gestehe, die Artikel nicht ohne Interesse gelesen zu haben, wiewohl ich mir nicht verhehlen kann, daß sie mit besonderer Vorliebe die Schattenseiten unseres Regimes behandeln und mit einem nicht minder hartnäckigen Vorurtheil die wichtigsten Reformen ignoriren. Darauf habe ich beschlossen, die Augen zuzudrücken, aber schon die nächsten Nummern, die mir zukamen, haben das nicht weiter zugelassen. Ihre Tinte ist nicht nur immer schwärzer geworden, sie hat sich in Galle und Gift verwandelt. Ich hätte noch immer nichts gethan. Da kommt die letzte Nummer. Ich selbst würde einer Collision nicht entgehen, wenn ich

nicht daraufhin etwas thäte! Ich habe Sie zu mir gebeten, nicht um Ihnen das Correspondiren überhaupt zu verbieten, sondern um Ihren Billigkeitssinn und Ihre Mäßigung wachzurufen. Schreiben Sie fernerhin oder geben Sie es auf, wie Sie wollen! Darauf aber muß ich bestehen, daß Sie die Thatsachen, auf deren Bericht Sie sich beschränkt zu haben glauben, zuvor genau prüfen und sich fragen, ob es nicht Fabeln sind."

„Fabeln!" unterbrach ihn Grauwak mit Ungeduld. „Ich fordere Sie heraus, mir nur eine Unrichtigkeit nachzuweisen."

„Wir wollen sehen," antwortete der Hofrath mit großer Zuversicht, indem er eine Nummer des englischen Blattes aus dem Bündel hervorzog und überflog. „Ja, hier ist der Artikel! Sie schicken eine wenig schmeichelhafte Parallelisirung Oesterreichs mit Rußland voraus und behaupten, daß es insofern verjüngt werde, als man jene russischen Einrichtungen, welche uns noch fehlen, mit Eifer nachconstruire. Das ist boshaft, paradox, läßt sich aber mit Aufwand von Witz und Sophistik bis zu einem schillernden Schein von Glaubwürdigkeit durchführen. Nun aber gehen

Sie bis zum Aeußersten, bis zum Excessiven. Sie machen Oesterreich zu einem Staat, wo Menschen förmlich von der Straße und aus ihren Wohnzimmern verschwinden, zu einem Piratenstaat, zu Fez und Marocco."

„Das habe ich nicht auf diese Weise gesagt," versetzte Grauwak mit Eifer. „Auf die Fassung kommt doch etwas an! Ich habe allerdings von mysteriösen Aufhebungen und räthselhaften Verhaftungen gesprochen, aber ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich dabei Thatsachen und nicht Fabeln im Auge gehabt habe."

„Das meinen Sie!" sagte der Hofrath, „Sie sind aber sehr in Irrthum. Ich wenigstens halte es für Irrthum, wiewohl die Sache ihrer Wirkung auf das Publikum des Auslands nach, als die gehässigste Verläumdung und eine gegen das moralische Ansehen der Regierung gerichtete Lüge erscheint."

„Ich protestire gegen diesen Ausdruck!" rief Grauwak entschieden, indeß sich seine Brauen zusammenzogen und seine Wangen plötzlich rötheten. „Ich habe die volle Wahrheit geschrieben und dieselbe mit einem Beispiel aus meiner nächsten Nähe belegt."

„Ich weiß, ich weiß," versetzte der Hofrath. „Sie

erzählen einen Fall mit allen Details und solchen Angaben, daß jeder Leser, der nur diese Darstellung kennt, von keinem Zweifel beschlichen werden kann, daß sich das Attentat wirklich zugetragen habe."

„Ich halte den Fall aufrecht vor aller Welt," rief Grauwak, unendlich sicher.

„Aber nicht lange mehr!" erwiderte der Hofrath mit Ruhe. „In Ihrer Darstellung geht die feindliche Tendenz mit blindfreundschaftlicher Parteinahme Hand in Hand und trübt Ihre Anschauung auf allen Punkten. Der Abhandengekommene ist ohne Zweifel Ihr Freund — Herr Haldenried, bei dessen Onkel —"

„Ist er denn nicht verschwunden?" fragte Grauwak.

„Nein," gab der Hofrath zu Grauwak's größtem Erstaunen zur Antwort. „Er ist ganz einfach verhaftet worden."

„War er nicht amnestirt?" fragte Grauwak auf's Neue.

„Und ist es geblieben," erwiderte der Hofrath. „Er ist nicht wegen seiner politischen Vergangenheit in Untersuchung gezogen worden —"

„Dennoch muß ich es glauben!" rief Grauwak in einer Art von Verzweiflung.

„Nein, nein!“ war die Antwort. „Ich bin wohl informirt. Es liegt ein Verdacht rein strafrechtlicher Natur gegen ihn vor — ein schwerer, dringender Verdacht —“

Grauwak war eine Weile wie sprachlos. Es war die erste direkte, officielle Kunde, welche er über seinen unglücklichen Freund vernahm, aber die Befriedigung, daß dieser noch am Leben sei, war durch die Bestürzung, die der Grund seiner Haft einflößte, vernichtet und verdrängt.

„Hätten denn die nächsten Angehörigen nicht das Recht,“ fragte er, „zu verlangen, daß ihnen das Ausbleiben eines der Ihrigen, das sie vor Sorge schlaflos macht, angezeigt, erklärt, gerechtfertigt werde?“

„Es handelt sich nicht um einen Minderjährigen,“ lautete die Antwort. „Als Bruno Haldenried bei den Aufständischen stand und focht, werden die Verwandten auch keine Nachrichten über sein Befinden besessen haben. Das ist überhaupt kein Alltagsfall. Wahrscheinlich hat das Gericht Gründe gehabt, um dem Gange des Prozesses nicht zu schaden, über diese Verhaftung Schweigen zu beobachten. Bruno Haldenried sitzt im Neugebäude zu Pesth, und wie ich höre, soll

die Untersuchung vor dem dortigen Militärgerichte begonnen haben."

„Mein Gott, weshalb denn?" fragte Grauwak, auf's tiefste bekümmert und erschüttert.

„Die Untersuchung soll in nächster Beziehung zu dem vermeintlichen Selbstmorde eines k. k. Oberlieutenants stehen."

„Zu Julius Werner!" rief Granwak von Verwunderung und Schrecken wie versteinert aus.

„Ich glaube," versetzte der Hofrath.

„Herr Hofrath," rief Grauwak, dessen finsterer, unbekehrbarer Pessimismus nur eine politische Rache hinter alle dem witterte, „als mein armer Freund verschollen war, stand bei dem Gedanken daran mein Verstand nicht selten still. Ueber diese Aufklärung bin ich fast verrückt geworden!"

Die Hand auf die Stirn festdrückend lief er im Zimmer auf und ab.

„Ich hoffe," sprach der Hofrath, „daß Sie auf diese Winke hin sich bewogen fühlen dürften, falls Sie wieder einmal eine heimliche Correspondenz abfassen, die Ansichten Ihres Leserkreises über diesen Fall ent-

sprechend zu berichtigen. Deshalb habe ich Sie gebeten, zu mir zu kommen."

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort," sagte Grauwak, „daß ich vor Abwickelung dieses Prozesses in kein Blatt schreiben werde. Dann aber wollte ich im Stande sein, für das Geschriebene herzliche Abbitte zu leisten, denn Bruno Haldenried ist mein intimster Freund. Bis dahin will ich einen Gedanken, der sich mir aufdrängt, mit aller Macht zurückhalten und die Befürchtung nicht nähren, daß ich meine Feder, um meine nächste Correspondenz aufzusetzen, in Blut tauchen muß!"

Er verbeugte sich und taumelte wie unter einer unermeßlichen Last nach Hause, von Zweifeln zerrissen, wie er dem alten Herrn, der ihn gewiß mit pochendem Herzen erwartete, mit dieser Schreckensnachricht nahen solle ....

Zweites Kapitel.

In welchem sich zwei liebende Gatten nach langer Trennung wiederfinden.

Der alte General von Greifenstein war nicht wenig erstaunt, als er seine Frau Gemahlin so unvermuthet und unangemeldet in Wien ankommen sah. Er hatte sich endlich an die Trennung gewöhnt und in sein factisches Wittwerthum hineingelebt. Dabei war in der gutmüthigsten der Seelen kein Groll über seine Frau, welche doch durch eine so lange, freigewählte Abwesenheit die höchste Gleichgültigkeit gegen ihn an den Tag gelegt hatte, aufgekommen. Er wäre immer bereit gewesen, die Zurückkehrende mit offenen Armen zu empfangen, denn in seinen Jahren mußte er sich ohne Weib und Kind sehr einsam und verlassen fühlen und seine mißlungene Wahl mit einer ganz ähnlichen Trost-

losigkeit und Reue betrachten, wie die ist, von der jene ergrauten Junggesellen heimgesucht werden, die zur rechten Zeit zu heirathen verabsäumt haben.

Sehr nüchtern und keiner Illusion fähig, hatte er ganz richtig angenommen, daß Leonie nicht wieder zurückkehren werde, außer wenn er sie selbst an der Spitze einer Exekutionsarmee abholte. Man sollte meinen, daß solche unzweideutigen Zeichen von Abneigung ihn erbittert und das Vertrauen an die Treue seiner Frau untergraben haben sollten. Es war nicht der Fall.

Schlicht, einfach, bieder, ohne Arg und Falsch war es seiner Natur zuwider Böses und Unrechtes bei Anderen vorauszusetzen, ehe ihm Beweise davon gegeben waren oder seine eigenen Augen gesehen, seine eigenen Ohren gehört hatten. Uebrigens hatte das Alter sein Herz so ausgedörrt und so leidenschaftslos gemacht, daß er das Bedürfniß der Leidenschaft bei Anderen nicht mehr voraussetzte und kaum mehr verstand.

Wenn er oft nach Tische, seine Pfeife schmauchend, im bequemen Lehnsessel lag, fiel ihm oft ein, die Frage an sich zu stellen, was seine Frau in diesem Augenblicke treiben, womit sie sich beschäftigen möge und

welchen Umgang sie habe. Der Gedanke, eine schöne, junge Frau im lustigen Babylon von Paris alleinstehend zu wissen, würde in der That auch einem Ehemann, der zu einem weit höheren Vertrauen berechtigt gewesen wäre, sorgenvolle Momente verursacht haben. Bei dem alten Baron Greifenstein kam aber eine solche Gespensterseherei der Eifersucht nicht auf. Er beantwortete sich alle diese Fragen auf die einfachste und loyalste Art.

Er nahm an, daß seine Frau jetzt ihrer Leidenschaft der Bücherlektüre auf das ungemessenste fröhne, Tag und Nacht ihre Lesewuth befriedige, wie sie ja zu Hause, in ihre Bücher vertieft, oft den ganzen Tag kein Wort sprach und nicht selten erst zu Bett ging, wenn er schon dem Aufstehen nahe war. Mit dieser Annahme war ein Mittel gegen alle auftauchenden Bedenken gefunden, und im Uebrigen glaubte der Gute, daß sich Leonie auf die Gesellschaft der alten Vicomtesse beschränke um so gewisser, als ihm von früher her ihre Abneigung vor allem weiblichen Umgang eine bekannte Thatsache war.

„Sie lebt doch nur halb," pflegte er zu befreundeten Personen darüber auf zufällige Anfragen zu er-

widern. „Sie will's aber nicht anders und ich kann sie nicht umkneten. Die Bücher sind an Allem schuld, und — da schreien d' Leut' noch über Censur!"

Wenn diese Anschauungen eine große Kindlichkeit verriethen, so muß auch bemerkt werden, daß eine solche Resignation nur dem Phlegma eines Greises möglich war.

„Noch wär' ich glücklich, hätt' ich nichts gewußt!" schrie Shakespeare's Othello, als er die Nachrichten über die Untreue Desdemona's vernommen hatte.

So glücklich war noch der alte General, denn er hatte noch nichts erfahren.

Mit einer wahrhaft kindischen Freude hatte er seine Frau bei ihrer Zurückkunft bewillkommt. Er nahm als ausgemacht an, daß sie in Folge einer Nachricht von seiner letzten Erkrankung, die inzwischen behoben war, aus besorgnißvoller Theilnahme herbeigeeilt sei. Seine Freude steigerte sich noch höher, als er hörte, daß sie die Absicht nicht habe, wieder von seiner Seite zu weichen. Seine Selbsttäuschung war ihm jedenfalls heilsamer und zuträglicher, als wenn er die geheimen Motive ihres Kommens und Bleibens gekannt hätte.

Das Herz seiner Gattin hatte ihm ja nie gehört und niemals für ihn geschlagen, selbst als es noch frei und noch nicht in den Besitz eines Andern übergegangen war.

Leonie hatte zwar schon bald nach ihrer Verheirathung verführerischen Zuflüsterungen gerne gelauscht und mit dem Gedanken der Untreue getändelt, aber kein Gerücht über ihr Verhalten war weiter als bis zu der Behauptung gegangen, daß sie abwechselnd Auszeichnungen bald von diesem, bald von jenem Manne willig geduldet oder durch ihre Koketterie aufgemuntert habe. Die Tragweite solcher Liebesspiele zu schätzen und zu bemessen, sind Gerüchte freilich wenig competent, denn eben so oft halten sie weit vor der Grenze des Geschehenen still, als sie ein andermal über dieselbe mit voreiliger Böswilligkeit hinausschießen.

Leonie hatte zwar, ihrem beweglichen, von der Phantasie beherrschten Wesen nach nur einen schwachen Schutz an ihren Grundsätzen, aber es giebt Naturen, welche an dem Maaße ihrer eignen Leidenschaft einen gewissen aesthetischen Halt besitzen, welcher in manchen Fällen das sittliche Princip vertritt. Leonie gehörte darunter.

Ungewöhnlich schön und dieser Schönheit sich bewußt, voll Geist, aber auch voll Ansprüche bei Anderen, von Liebesdurst verzehrt, aber stolz und hochmüthig, hätte sie es für Profanation gehalten, sich an einen Mann, den verliebte Laune oder ein eroberungssüchtiger Moment ihr entgegentrieb, hinwegzuwerfen und die wohlfeile Beute eines flüchtigen Gelüstes zu werden.

Sie wehrte den Gedanken ehelicher Untreue nicht ab, aber sie stellte den höchsten Preis darauf. Sie forderte geistige Ebenbürtigkeit und eine Leidenschaft, die an die phantastische Höhe der ihrigen hinanreichte. Nur mit einem so vollendeten Herzensglücke glaubte sie den Bruch mit ihrer Pflicht auf sich nehmen zu können.

Der Erste, der einen so mächtigen Eindruck auf sie hervorgebracht, war Bruno gewesen. An ihm glaubte sie den Mann gefunden zu haben, den sie im Strudel der Gesellschaft so lange vergeblich gesucht. Ihre Täuschung währte länger, als bei ihrem scharfblickenden Geiste eigentlich vorausgesetzt werden sollte. Der heiße Wunsch und endlich die auflodernde Eifersucht, welche begründet war und ihren weiblichen Stolz durch-

bohrte, fälschten lange ihr Urtheil über die getroffene Wahl, bis sie einsehen lernte, daß sie sich ihre eigene Leidenschaft nur vormale und auf der anderen Seite als Spielzeug und Zeitvertreib angesehen werde.

Eben zur Zeit, als sie mit Bruno gebrochen, war dessen Bruder Arthur, der Rittmeister, in Paris erschienen, derselbe Mann, der vor Jahren in Kraßnitz von ihrer Schönheit so tief bezaubert worden war.

Die Flamme, die sie damals durch ihre Koketterie genährt und gefächelt, ohne sich jedoch davon entzünden zu lassen, loderte noch immer in Arthur's Brust. Diese Gemüthstreue, die eine so lange und hoffnungslose Zeit bewährt zu haben schien, brachte eigentlich die erste Wirkung auf Leonie's Herz hervor, und doch war Arthur, den sie anfangs beinahe verschmäht und dem sie so lange widerstanden hatte, bestimmt, ihr Alles, ihr zweites Ich, ihr Abgott zu werden. Während sie noch glaubte auf eine ihr entgegengetragene Liebe nur die nöthigste Rücksicht zu nehmen, hatte sich schon das Zaubernetz über sie zusammengezogen, aus welchem kein Entrinnen mehr möglich war. Die Leidenschaft, nach welcher sie seit ihren Mädchentagen so sehr geschmachtet, war erwacht, von einer gleich mächtigen erwidert.

Volle, naturwüchsige Liebe hat eine reinigende Kraft, sogar dann, wenn der Weg zu ihr über die Brücke einer schweren Pflichtverletzung geführt hat, wie bei Leonie. Sie fühlte ihr besseres Selbst wieder geweckt und war zu dem Bewußtsein gelangt, aus dem Staube der Verirrungen emporgehoben zu sein, in welchem alleinstehende Frauenherzen so leicht untergehen. Sie gestand sich aber auch mit einer unerbittlichen Selbstkenntniß, daß mit dem Aufhören dieser Liebe eine Zeit anbrechen könne, welche alle Gefahren ihrer Vergangenheit zurückrufen und ihrem Sturze keinen Halt mehr bieten würde.

In der letzten Zeit ihres Pariser Aufenthalts hatte sie die ersten glücklichen Tage ihres Lebens gehabt. Ihr Glück war so vollkommen und der Horizont ringsum so rein und klar! Arthur hatte zu einer militärisch-wissenschaftlichen Reise einen längeren Urlaub erhalten. Seinem Verweilen auf einem Orte, wo die freieste Bewegung gestattet war, stand nichts entgegen und überdies war beschlossen, daß am Tage seiner Abreise auch Leonie mit ihm zurückgehen werde.

Diese Zeit kam rascher, als vorauszusehen war. Arthur erhielt eines Tages die erste Nachricht über

seinen Bruder, den er wohlbehalten bei seinem Onkel angekommen wähnte, aus Pesth. Der Brief, welcher sie ihm brachte, war von einem befreundeten Auditor und wahrlich geeignet, das stille arkadische Thal der Liebenden plötzlich unter Wasser zu setzen.

Arthur war wie betäubt und konnte aus seiner Betäubung gar nicht herausgebracht werden. Er glaubte zwar an die That, deren Bruno angeschuldigt war, keinen Augenblick, er wies vielmehr einen solchen Gedanken trotz des äußerlich furchtbar berückenden Scheins der Umstände, welche ihm gemeldet wurden, mit aller Entrüstung zurück. Die Thatsache war bestürzend genug, daß gegen seinen Bruder solch ein monströser Prozeß anhängig sei. Er, Arthur, hatte ja die Ereignisse, welche die Grundlage von Bruno's Anklage bildeten, in Kraßnitz selbst mitangesehen und eigentlich miterlebt. Er, als Zeuge der wahrhaften Verzweiflung, in welche Julius Werner aus zwei gleichzeitig aufs Tiefste ins Herz einschneidenden Ursachen gerathen war, hatte den Tod seines intimsten Freundes durch eigene Hand nie bezweifelt, ja kaum anders zu erklären vermocht. Welcher Streit könnte sich zwischen einem Unglücklichen, der von dem härtesten Schicksal getroffen

dastand, und einem anderen, der einem ähnlichen Schicksal ausweichen will, entspinnen, um zu diesem Ausgange zu führen? Beide sind eher Verbündete als Feinde, sie werden einander helfen, nicht schaden.

In diesen Schlüssen Arthur's lag gewiß eine unwiderstehliche Logik, aber leider war damit der Prozeß nicht niederzuschlagen.

Wenn er sich des rührenden Abschieds Werner's im Offiziercasino erinnerte, so fiel ihm auch ein, wie damals die seinem Freunde widerfahrene Behandlung sein bis dahin aufrichtiges Vertrauen zu dem sich verjüngenden Oesterreich zum erstenmal erschüttert hatte. Hier, in diesem Falle, wo er die Unschuld seines Bruders keinen Augenblick bezweifeln konnte, stieg der Gedanke zum zweitenmal in ihm empor, daß verblendeter Parteihaß sein Spiel treibe, oder gar Verfolgungssucht nach Vorwänden zum Einschreiten hasche.

Noch tiefer entmuthigt war er, da Leonie eine eben so große Bestürzung empfand und eine Trostlosigkeit an den Tag legte, welche eher wuchs, als sich verminderte. Es schien ihm zu beweisen, daß selbst sie, die ferner Stehende, dem Vorfalle ein trauriges Prognostikon stelle und sogar die Verwendung bei den ihr

zu Gebote stehenden hohen Personen für zweifelhaft oder unnütz halte.

Leonie jedoch war noch tiefer niedergeschlagen, als sie es zeigte und es zum äußern Vorschein kam. Sie fühlte sich von Bruno's Anklage mitgetroffen und mitzerschmettert. Sie hatte ja durch ihre Intrigue mit dem Grafen von Thieboldsegg das Unglück heraufbeschworen, Bruno einen weit über ihre Absichten hinausreichenden Schaden zugefügt und das Bruderherz des Mannes, den sie in diesem Augenblicke mehr als sich selbst liebte, gespalten.

Sie konnte nur die freilich unrichtige Ansicht haben, daß einzig der Graf Bruno's böser Dämon sei und verzweifelte daher keineswegs, daß es ihr gelingen könne, dem Verfolger in den Arm zu fallen und dessen Opfer zu befreien. Aber selbst mit Bruno's Freiheit war ihre innere Ruhe nicht wieder herzustellen und den Schlägen ihres beladenen Gewissens ein Ende zu machen. Die Folgen ihrer Intriguen waren dann noch immer nicht zu Ende und sie hatte zu fürchten, daß sich ihre Miturheberschaft herausstellen und sie nach dieser Entdeckung einem ganzen Kreise von Anklägern überliefert, schmachvoll und vernichtet dastehen werde.

Leonie hatte begreiflicher Weise dem Rittmeister nie gesagt, daß sie um Bruno's Aufenthalt in Kraßnitz oder um seine Liebe zur Tochter des Grafen gewußt. Arthur selbst nahm es nicht an und glaubte, daß Frau Hassenfeld vielleicht im Bunde mit einer zweiten untergeordneten Person das gute Werk an seinem Bruder gethan. Leonie hatte ihn bei dieser Meinung gelassen, wie sehr auch ihr Inneres den Stachel dieser häßlichen Unaufrichtigkeit ihrem Geliebten gegenüber fühlte. Ebenso hatte sie, gewiß mit vielem Recht, über das zwischen ihr und Bruno stattgehabte Liebesgeplänkel gänzliches Stillschweigen beobachtet. Auch aus diesen Heimlichkeiten konnte in naher Zukunft eine Quelle von Verdruß und Vorwürfen für sie entspringen.

Der Rittmeister, der mit ihr angekommen war, hatte sich, ohne sich in Wien aufzuhalten, sofort nach Pesth begeben, wohin er zur Vernehmung geladen war. Leonie hatte ihre ersten Schritte zum Grafen gelenkt.

Die Auskünfte und der Trost, den sie bei diesem erhalten, waren, wie man weiß, nicht der Art, daß sie der Rückkunft ihres Geliebten ruhig hätte entgegensehen können. Ihre Erwartung spannte sich mit krank-

hafter Nervosität, da Arthur von Tag zu Tag ausblieb und ihr in einigen kurzen, eiligen Briefen mehr Unruhe sandte, als sie schon besaß.

„Du lies't jetzt gar nix mehr!“ sagte der alte General zu seiner Frau, als er ihre eigenthümliche Unthätigkeit wahrgenommen hatte. „Du hast Dir gewiß den Kopf schon so überfüttert, daß Dir vor Büchern graus't. Mir wär's lieb.“

Leonie würdigte dieser Bemerkung keiner Antwort und der alte General begann nach einer Weile wieder:

„Apropos! Du mußt doch in Paris unsern Rittmeister, den Haldenried g'sehen haben?“

„Allerdings,“ erwiderte Leonie kurz und rasch.

„Wo bist ihm denn begegnet?“ fragte der Alte.

„Er kam mehrmal zu meiner Tante,“ begann Leonie. Sie war in einiger Verlegenheit, wie sie fortfahren solle, wurde aber aus diesem Zustand von ihrem Gemahl rasch herausgerissen. Er sagte:

„So? War er bei der Vergnier? Nun, gewiß nur selten. Ich hör' sonderbare Sachen über den Mann. Ich hätt's nimmer geglaubt!“

„Was hast Du gehört?“ fragte Leonie mit Unruhe.

„Ich hab' ihn immer für einen g'setzten und ver-

nünftigen Menschen g'halten," war die Antwort. „Jetzt hör' ich, daß er ein ganzer Büchernarr ist. Er soll Tag und Nacht lesen, schreiben, studieren. Wozu? Zum Lachen! Er will für unsere Armee neue Einrichtungen aussinnen, kurz, was man so nennt, reformiren! Mein Lebtag hätt' ich ihn nicht für so närrisch gehalten. Aber sein Oberst selbst sagt: der Haldenried rappelt! Du kennst ihn doch, den Baron Wanthofen?"

„Ja, ein alter Pedant," warf Leonie trocken hin.

„Was? Der Wanthofen ein alter Pedant? Da kann man fuchsteufelswild werden!" schrie der General, wie von einem fürchterlichen Paradoxon vor die Stirn gestoßen, empört auf. „Der Wanthofen ist ja einer unserer alleräItesten Offiziere und hat eine fünfundfünfzigjährige Dienstzeit hinter sich! Sein Regiment war immer ein Muster von einem Regiment. Da geht Alles wie am Schnürel! Man kann sein Wunder sehen! Noch jetzt, da er kränklich ist und oft das Gliederzittern hat, sieht man ihn den ganzen Tag auf dem Exercierplatz oder in der Casern'! Das ist noch Einer von den Alten! Der ist so zu sagen, in der Uniform auf die Welt 'kommen und war schon ein Soldat im Mutterleib. Wenn der vor die Front

tritt, in der hintersten Reih' sieht er, wo ein Knopf nicht zu'knöpft ist oder ein Stiefel nicht blank gewichst. Das, meine Liebe, Gute, das heißt Scharfblick! Von den Strapazzen, die der ausg'standen hat, hast Du keinen blassen Begriff. Wenn Du jetzt noch nimmst, daß er an die zwanzig Jahr' im Kriegsministerium g'arbeit' hat wie ein Esel, so wirst auch glauben, daß er mit der Feder 'rumzufegen versteht, daß sich die jungen Offizier' alle bei der Nasen nehmen können. Und bei allen seinen Kenntnissen hat er rein nix von einem G'lehrten, ich mein', keine Einbildung, keine gezierte Sprachweis'. Er ist so bescheiden, so einfach — mit eim' Wort so, wie wenn er gar nix g'lernt hätt!"

Leonie, welche an die Art und Weise ihres Gemahls gewöhnt war, war am allerwenigsten heute in der Stimmung, über das feurige und langathmige Plaidoyer zu Gunsten des Obersten Wanthofen zu lächeln. Das sich bildende Vorurtheil ihres Gemahls gegen den Rittmeister war ihr höchst unangenehm, weil es dessen häufige Besuche zu erschweren oder gar unmöglich zu machen drohte. Das war die Ursache, warum sie einlenkte.

„Ich habe dem Obersten keineswegs seine Verdienste absprechen wollen," sagte sie. „Mir fehlt ja auch alle Sachkunde, sie zu beurtheilen. Wenn ich ihn einen Pedanten nannte, so hab' ich nur seine Manieren im Auge gehabt."

„Ah so," rief der General vollständig besänftigt, „da hast Du nicht Unrecht! Seine Manieren sind nicht weit her. Er ist zu frei und ungenirt. Er kneipt die Köchin, wenn sie sauber ist, in den Allerwerthesten und frägt nicht, ob die Frau vom Haus dabei steht. Seine Manieren sind nicht weit her."

„Und so begreife ich nicht," nahm Leonie das Wort, „warum es gerade ein Mann wie er so übel nimmt, daß sich der Rittmeister die Einrichtungen fremder Staaten ansieht, praktische Vergleiche anstellt und die Resultate seiner Beobachtungen dem Vaterlande schriftlich vorzulegen strebt. Das ist doch löblich und ich dächte, besser und weiser und nützlicher, als wenn er seine freie Zeit mit Trinkgelagen, Karten und Pflastertreterei todtschlüge."

„Das scheint oft nur so," meinte der General mit Ueberlegenheit. „Die jungen Leut' werden gar zu

leicht überspannt, gewöhnen sich's Raisonniren und Kritisiren an —"

„Da muß ich den Rittmeister in Schutz nehmen," fiel ihm Leonie in's Wort. „Arthur — ich will sagen, Haldenried — er heißt ja Arthur, ist eine ganz vernünftige Natur, ein Mann, der zur rechten Zeit reden und schweigen kann. Der Tante hat er sehr gefallen und Du wirst einräumen, daß sie eine welterfahrene Dame ist. Er hat für seine Jugend einen männlich-ernsten Sinn, er ist voll Wissen und, was dabei selten ist, voll Bescheidenheit."

„Ich hab' ja nix gegen ihn," rief der Alte gutmüthig aufbrausend, „ich kenn' ihn von den besten Seiten, aber wenn der Wanthofen was über ihn sagt, so kann ich das auch nicht so in den Wind schlagen. Nun, wenn ich ihn einmal wiedersehen soll, will ich ihm schon auf den Zahn fühlen."

„Er wird uns jedenfalls besuchen," warf Leonie mit äußerlicher Ruhe hin.

„Mir recht. Wie ich ihn von Kraßnitz her kenne, hab' ich ihn gut leiden können. Auch in der Briefg'schicht', die die alte Betschwester an'zettelt hat, hat er sich hübsch benommen. Ich hab' ihm Unrecht

gethan, aber ich glaub' nicht, daß er mir's nachträgt."

„Wo denkst Du hin?" rief Leonie. „Lachend hat er mich selbst an alle Vorgänge jener Zeit erinnert."

„Die alte Betschwester!" rief der General, sich über die Blöße, die er sich damals gegeben, noch nachträglich ärgerlich sich hinter dem Ohr kratzend. „So lange ich leb', verzeih' ich ihr die Bosheit mit dem Briefe nicht! Der möcht' ich eigentlich, wenn mich die Mühe nicht verdrießet', auch einmal einen anonymen Brief in's Haus schicken. Haarklein wollt' ich ihr sagen, wie sie sich aufg'führt hat, ehe sie noch so dürr und mager war, wie eine Wachskerze."

Leonie fühlte den Tag, an welchem dieses Gespräch geführt worden, sich sehr langsam zu Ende neigen. Denn wenn der Rittmeister von Pesth zurückgekehrt sein sollte, war zu erwarten, daß er Abends bei ihr erscheinen werde. Es war ihm die Stunde angegeben worden, zu welcher der General, strenger Gewohnheit gemäß, sich zu einer Whistpartie unter die Stammgäste eines benachbarten Gasthofes zu begeben pflegte. Nach dem Stocken aller Nachrichten seit ein paar Tagen zu schließen, durfte sie ihn schon gestern

oder vorgestern erwarten. Ihre Ungeduld hatte den höchsten Grad krampfhafter Unruhe erreicht.

Auch heute hatte sie bereits die Hoffnung seines Erscheinens aufgeben zu müssen geglaubt, als Arthur in ihr Zimmer trat. Seine ungewohnte Haltung und der trübe Ernst seiner Züge weissagten nichts Gutes.

„Du bist's!" rief Leonie aufspringend und ihn in die Arme schließend.

„Leider" sagte Arthur, sich zum erstenmale gleichsam gleichgültig und überdrüssig aus den schönen Armen seiner Geliebten lösend und sich ermattet auf's Sopha niederlassend, „bringe ich nichts, was ein Herz erleichtern, aber Manches was es schwerer machen kann."

„Sprich, sprich!" rief Leonie, dem Kommenden ängstlich entgegenlauschend, „Du hast doch Bruno gesprochen?"

„Nein," gab Arthur zur Antwort. „Trotz wiederholten Ansuchens und aller möglichen Verwendung ist es mir nicht gestattet worden."

„Hat Thiebolsegg nichts dafür gethan?" fragte Leonie unruhig. „Du mußt doch mit ihm zusammengetroffen sein?"

„Rede mir nie mehr von dem Manne!“ sagte Arthur. „Wer sich auf diesen Freund verließe, wäre verlassen — noch wahrscheinlicher verrathen!“

„Mein Gott!“ rief Leonie, wie mit einer Waffe gestochen, als sie dies Urtheil über ihren ehemaligen Mitverschworenen vernahm, der, um ihren Abfall unbekümmert, das gemeinsam eingefädelte Werk in alle Consequenzen verfolgen zu wollen schien und damit das Gewicht ihrer Mitschuld auch ohne ihre weitere Theilnahme noch höher und höher zu häufen drohte.

„Beurtheile ihn selbst,“ sagte Arthur. „So viel will ich Dir nur sagen, daß Bruno's Proceß vielleicht schon niedergeschlagen wäre, wenn der Graf sich nicht aus freien Stücken bei dem Gerichte gemeldet und eine Aussage niedergelegt hätte, welche Bruno's bisher glückliches Vertheidigungssystem umgeworfen und allen Verdacht mit verstärkter Kraft auf ihn zurückgelenkt hat. Was sagst Du dazu?“

„Der herzlose, grausame Mann!“ rief Leonie, die Hände zusammenschlagend aus.

„Wie ich von einem der Auditoren mit Bestimmtheit weiß,“ sagte Arthur, „hatte Bruno in allen Verhören seiner Voruntersuchung sein Entkommen aus

Oesterreich auf dieselbe Art erzählt, in welcher er seit Jahren alle darauf bezüglichen Fragen abzuspeisen gewohnt war. Diese für die Welt berechnete Darstellung war natürlich und unverfänglich, und wie sich von selbst versteht, so eingerichtet, daß die Vermuthung nicht auftauchen konnte, er habe Kraßnitz auch nur berührt, geschweige denn sich dort, unter Gefahr andere Leute zu compromittiren, aufgehalten. Diese Vertheidigungsweise war vortrefflich. Einerseits war sie ihm von seiner Dankbarkeit gegen seine dortigen Beschützer, die er nicht blosstellen wollte, eingegeben, andererseits von der Ueberzeugung dictirt, daß ihm durch die Behauptung dieses Feldes erspart werden würde, den gefährlichen Boden der Anklage selbst zu betreten und seine Schuldlosigkeit inmitten des Dunkels geheimnißvoller Vorgänge und vieldeutiger Zufälligkeiten den irrigen Combinationen seiner Richter auf's Gerathewohl preiszugeben. Wie gesagt, es hatte sich diese Taktik schon bewährt, das Gericht war unvermögend, ihm den Beweis, daß er überhaupt in Kraßnitz gewesen, rechtskräftig zu liefern und Bruno muß bereits, als er diesen Weg einschlug, sich bewußt gewesen sein, daß sein Geheimniß ohne Mitwisser

geblieben sei. Nun, so war's doch auch! Sieh', nicht einmal Du hast es erfahren, Niemand, Niemand —"

„Nein, nein," hauchte Leonie erblassend.

„Du siehst also," fuhr Arthur ohne allen Argwohn fort, „wie viel dem Gerichte an der Ermittelung dieser Thatsache gelegen sein muß und was, im Falle der Constatirung, Bruno zu gewärtigen hat. Es ist nun eine ganz müßige Sache, nachzugrübeln, wer der Erste den Verrath begangen hat — wir haben es jetzt mit einem Bestimmten zu thun, mit diesem erbärmlichen Thieboldsegg, der mir dafür verantwortlich bleibt! Freiwillig ist er vor das Gericht getreten und hat dort die verhängnißvollsten Angaben gemacht. Die Zeit der Abrechnung soll kommen!"

Er machte eine so drohende Bewegung, daß das Tischchen, an welchem Beide saßen, erzitterte und fast umgefallen wäre.

Leonie drückte die Hände an die Brust, Arthur mit scheuen Blicken messend, wie wenn auch ihr schon die ausgestoßene Drohung mitgegolten hätte.

„Gott möge jetzt Bruno weiter helfen," sagte Arthur nach einer Pause, als sein Zorn sich ein wenig gelegt hatte. „Ich habe nur den Trost, daß seine Richter

wirklich brave, aufgeklärte Männer sind. Ich kenne keinen derselben, aber von verläßlicher Seite wird es mir behauptet. Ich erwarte ein unparteiisches Gericht — aber Menschen sind Menschen, sie irren, die Besten und Gescheidtesten irren sich —," fügte er mit einem Accent der Trostlosigkeit hinzu.

„Arthur," hob Leonie schüchtern an, „glaubst Du, daß Thieboldsegg den Willen haben kann, Bruno zu verderben? Warum, sage mir, warum thäte er es?"

„Was weiß ich!" rief Arthur lebhaft, „oder was frage ich darnach? Ich muß ihn nach seinem Thun, nicht nach seinen Absichten messen. Haben wir bei Beurtheilung Anderer schon einen sichern Maaßstab gefunden? Nehmen wir an, es habe ihn nur die Besorgniß nach Pesth getrieben, daß der Aufenthalt des Angeschuldigten in seinem Schlosse in Kraßnitz zur Sprache gebracht und irgend welche Personen seiner Umgebung dadurch compromittirt werden würden! Glaubst Du, seine Handlungsweise sieht, von dieser Seite betrachtet, schöner aus? Was riskiren seine Leute im schlimmsten Fall? Und war die Gefahr für sie so dringend? Das Gericht hat nichts Bestimmtes gewußt. Was aber riskirt Bruno in Folge davon?

Hätte der Graf soviel Einsicht nicht gehabt? Und so tritt er gegen Einen auf, den er in Paris durch mich hatte einladen lassen, ihn zu besuchen, gegen Einen, den ich ihm vorgestellt habe und für welchen er ein persönliches Interesse heuchelte!"

„Arthur, ich bin außer mir!" rief Leonie emporspringend, von der Fluth ihrer eigenen Vorwürfe hin- und hergeworfen. „Ich bin von Deiner Erzählung so angegriffen, halb krank! Komm' recht bald wieder, komm' morgen, wann Du willst, komm' recht bald, aber heute lasse mich allein! Alle meine Nerven zucken, ich muß mich niederlegen."

Sie lehnte sich an die nebenanstehende Console, ihr Kopf, von der Hand gestützt, hing matt hernieder, die Blässe ihres Gesichts, die geschlossenen Augen, der leise geöffnete, stoßweise athmende Mund bekundeten eine Angegriffenheit, welche fast schon eine Krankheit war.

„Armer Engel!" rief Arthur, sie in die Arme schließend und einen sanften Kuß auf ihre Stirn drückend. „Du leidest wirklich und was geht es Dich an? Ich sehe, wie sehr Du mich liebst, da Du meine Schmerzen Dir so zu eigen machst; aber um Deiner Leiden willen wollte ich eine so schmerzliche Offen-

barung Deiner Liebe nicht gesehen haben! Nie werde ich Dir diesen Antheil vergessen!"

„O, wie unwohl bin ich," stöhnte Leonie mit gedämpfter Stimme, indem sie eilig dem Sopha zuwankte.

„Gute Nacht, Engel," sagte Arthur, ihre Hand fassend und zu seinen Lippen führend. „Lege Dich zu Bett und sende mir morgen so bald als möglich eine Zeile, die mir Dein Befinden meldet, denn ich nehme eine neue Unruhe und Besorgniß, fast eben so groß, wie die, die ich mitgebracht, fort."

„Es wird vorübergehen," lispelte Leonie, ohne aufzublicken. „Mache Dir keinen Kummer . . ."

Sie schellte dem Kammermädchen.

„Schlafe wohl," sagte Arthur zum Abschied, „werde und bleibe gesund, denn es könnte eine Zeit kommen, wo ich auch an Deinem Herzen einen Ersatz für einen Bruder suchen müßte, den ich verloren —"

Seine Stimme klang so weich und seine Augen glänzten so feucht. Er wandte sich rasch ab und eilte fort.

Drittes Kapitel.

Führt den Leser nach Schloß Enzdorf.

Die Vorfahren der fürstlichen Familie Kronenburg hatten schon seit Rudolf von Habsburgs Zeiten her immer die höchsten Staats- und Ehrenämter bekleidet. Ihr Ansehen und ihr Einfluß war unter den seltsamsten Wandlungen und in den verschiedenartigsten Geschichtsperioden gewachsen und mit der Ausdehnung ihrer Reichthümer und ihres Grundeigenthums auf's innigste Hand in Hand gegangen. Während so viel edle Geschlechter, von politischen Mißgeschicken getroffen, von ihrer stolzen Höhe herabsanken oder ganz und gar zu Grunde gingen, hatten die Kronenburgs es verstanden, sich auf den Wellen der Zeit tragen zu lassen und mit allen Winden sicher zu fahren gewußt.

Man sollte annehmen, daß solche Erfolge nur durch eine besondere diplomatische und staatsmännische Befähigung, welche gewissermaßen ein Erbtheil dieses Geschlechts, zu erzielen gewesen wären und das genannte Haus, wenn auch nicht in unmittelbarer Nacheinanderfolge, so doch in kurzen Zeitzwischenräumen eine bedeutende Anzahl großer Männer besessen haben müsse. Und doch wäre diese Annahme sehr irrig gewesen. Unter den Kronenburgs hatte es einen eigentlich großen und ausgezeichneten Mann nie gegeben, es ließ sich von den Meisten vielmehr sagen, daß sie ganz gewöhnliche Erdenbewohner waren, deren Unbedeutenheit und Alltäglichkeit aber unter dem bestechenden Gepränge ihrer Eigenschaft als hohe Herren verhüllt und versteckt war. Keiner der Feldmarschälle, Gesandten oder Kirchenfürsten, welche das Haus in reichem Maaße geboren, hatte sich durch irgend eine von der Geschichte verzeichnete und aufgezählte That hervorgethan. Wenn man bei ihnen einen hervorstechenden Charakterzug suchen wollte, so mußte dafür eisenfeste Anhänglichkeit an den Souverain und bis an Bigotterie streifende Frömmigkeit gelten, die sich bei Allen, bis auf den jetzt regierenden Fürsten herab, in ungeschwächter Kraft kundthat.

Es ist merkwürdig und im hohen Grade auffallend, daß man in einer so langen, so reichen und so von Katastrophen angefüllten Geschichte, wie die Oesterreichs ist, überhaupt so selten auf Persönlichkeiten stößt, welche zu einem Einfluß oder einer Macht gelangt sind, daß man sie als Repräsentanten oder Namensträger ihrer Zeitepoche anführen könnte. Wenn ab und zu Einer zu dieser Wichtigkeit und Bedeutung herangereift ist und erscheint, sieht man ihn bald nach dem Antritt seiner Gewalt wieder verschwinden oder wie Wallenstein unter geheimnißvollen Umständen die Bühne mit einer unheimlichen Eile wieder verlassen. Aller Ruhm und aller Thatenglanz crystallisirt sich dort am Throne und an der Person des Monarchen, welcher gewissermaßen ein von ihm bezeichnetes Individuum autorisirt, seine kaiserliche Macht entweder an einem fremden Hofe zur diplomatischen Geltung zu bringen oder ihn und seine Armee auf dem Schlachtfelde zu verherrlichen. Ein Richelieu oder auch nur ein Mazarin sind der österreichischen Geschichte unbekannt.

Diese Erscheinung geht nicht aus dem Mangel an Capacitäten hervor, wir begegnen im Gegentheil den

kraftvollsten Gestalten in Menge, deren Entwickelung aber immer auf einer gewissen Stufe gleichsam von Oben gewaltsam abgeschnitten wird, damit sie nicht zu ihrer vollen Größe gelange. Nur dort, wo sie vom Staatswillen nicht erreicht werden, entfalten sie sich in ihrer geistigen Bedeutung unter den buntesten Formen; also zu Zeiten des Aufruhrs in den verschiedensten Insurgentenlagern.

Oesterreichs Regierung erscheint im Laufe der Geschichte somit wie eine eigenthümliche Riesenmaschine, welche zwar zu ihrem Fortgange menschlicher Hände bedarf, aber alle Genialität des Einzelnen überflüssig macht und verschmähen kann. Sie braucht daher Arbeitseifer und Dienstaufopferung zu ihrer Bewegung und hat die mitunter gefährliche Beihülfe höherer Kräfte nicht nöthig, insofern der Segen des Himmels nicht darunter verstanden wird.

Diese Andeutungen passen hierher und finden auch hier ihre Bestätigung. Die Kronenburgs haben ihre Macht bewahrt und vermehrt, nicht weil sie große, sondern weil sie die rechten Männer waren. Eiserne Anhänglichkeit und freudige Unterwerfung unter dem Willen ihrer geistlichen und weltlichen Oberherren bildeten die un-

veränderlichen Grundzüge ihrer Charaktere und Naturanlagen.

Ein einziger Kronenburg hatte eine Ausnahme gemacht. Er war aber darum keineswegs so aus der Art geschlagen, daß er der geringsten Illoyalität fähig gewesen wäre. Er war nur halb und halb ein Freigeist, ein sogenannter Aufgeklärter gewesen, der zwar in die Kirche ging, aber über mancherlei Ceremonien sich einen Scherz erlaubte, ein angehender Schwärmer für Literatur und die schönen Künste. Aber selbst diese eigentlich harmlose Erscheinung war doch in dieser Familie etwas Neues und Unerhörtes und fand eigentlich nur durch das Zeitalter, in welchem sie zum Vorschein kam, eine gewisse Entschuldigung. Der aufgeklärte Kronenburg war nämlich in der Josephinischen Zeit aufgetreten, in einer Zeit, in welcher der Zug englischer und französischer Ideen seine Invasionsversuche bis in den fernsten Osten machte.

Dieser freisinnige Kronenburg war auch der Erbauer von Schloß Enzdorf gewesen. Es war das geschmackvollste und architektonisch interessanteste von allen Sommer- und Winterresidenzen, welche das Eigenthum der fürstlichen Familie bildeten und welche sonst größten-

theils das Aussehen massiver Zwingburgen und romantischer, aber finsterer Citadellen hatten.

Das umfangreiche Bauwerk hatte ein höchst gefälliges, phantastisches Aeußere. Es war aus einem eklektischen Baustyl hervorgegangen, in welchem sich Gothik und Renaissance zu einem bizarren Ganzen verbunden zu haben schien. Schlanke, malerische Thürmchen, Spitzbogenfenster und -Pforten waren mit den pomphaften Freitreppen und den nach außen laufenden säulentragenden Corridoren des Südens in eine Form gegossen.

Der schöne, herrliche Park, von welchem das Schloß umgeben war, gehörte der Versailler Schule an, doch mit der Einschränkung, daß die Natur in Enzdorf für Quellen, Seeen und Felsen selbst gesorgt hatte. Die Grotten, tempelartigen Pavillons und der Reichthum ringsumher stehender, theils mythologischer, theils rein allegorischer Statuen war als unerläßliche Forderung des damaligen Zeitgeschmacks in luxuriöser Fülle vorhanden. Ein Theater und ein Concertsaal fehlten nicht, aber an eine Kapelle war nicht gedacht worden.

Mehr, als ein halbes Jahrhundert nach dem Tode

des Erbauers war dieses Schloß unbewohnt und vernachlässigt dagestanden, bis der jetzt lebende Fürst den Widerwillen seiner beiden Vorgänger gegen diesen frivolen und heidnischen Aufenthaltsort überwunden und sich entschlossen hatte, die schöne Jahreszeit in Enzdorf zuzubringen.

Die Umsiedelung war freilich ohne die gründlichsten Restaurationsarbeiten nicht möglich gewesen, wobei es nicht allein galt, die Schäden der Zeit gut zu machen, sondern auch die anstößige Herrschaft des französisch-griechischen Geschmacks bis auf die letzte Spur zu verwischen.

Dieses Unternehmen kostete vielen heidnischen Göttern das Leben. Ihre Statuen wurden aus den Vorhöfen und Gärten entfernt. Alle Nymphen und Grazien, deren Bekleidung nicht hinlänglich anständig war, wurden gleich schlechten Weibsbildern eingezogen, in das Arrestlokal einer Rumpelkammer geworfen und durften sich nie mehr öffentlich zeigen. Ein ähnliches Schicksal hatten alle Wandgemälde im Innern des Schlosses, Bilder, welche nicht ohne Werth waren und sämmtlich pikante, nicht selten lascive Scenen der griechischen Mythologie vorstellten. Sie wurden sämmtlich

von einer nachbessernden Malerhand im Sinne des frommen Auftraggebers ganz oder theilweise übermalt. Ein Bild, welches in einem Waldsee badende, von Satyren belauschte Nymphen vorstellte, hatte sich nach Uebertünchung der lebenden Wesen in eine stumme Landschaft verwandelt; ein anderes, auf welchem ursprünglich die von Juno's Eifersucht verfolgte Latona mit ihren zwei Kindlein in einer Waldeinsamkeit Lydiens zu sehen gewesen war, stellte jetzt nach vorgenommener Correctur die Madonna mit ihrem Kinde und dem kleinen Johannes dem Täufer vor. Scenen, welchen schlechterdings kein Legendensinn zu unterlegen war, mußten abgekratzt werden und christlichen Bekennern weichen.

Auf ähnliche Weise, wie da und dort durch sinnreiche Abänderungen einzelne Bilder gerettet worden waren, hatten auch einige wenige alte Götter und Philosophen das Glück, auf ihren Piedestalen ausharren zu dürfen. Sie hatten ihr Leben offenbar nur ihren ernsten Gesichtern und großen, dicken Bärten zu danken, welche es dem restaurirenden Bildhauer möglich machten, mit Nachhülfe passender Attributen diesen in einen Petrus und jenen in einen Paulus oder Johannes zu verwandeln

Das Theater, in welchem zuletzt französische Komödianten gespielt, war zwar nicht dem Boden gleich gemacht worden, existirte aber doch nicht mehr. Es war zu einer Kirche oder vielmehr zu einer Hauskapelle eingerichtet worden. Da, wo einst der pathetische Heldenspieler die Verse von Racine und Pierre Corneille deklamirt oder eine graziöse Schauspielerin in einem frivolen Lustspiele ihren Vater oder ihren Gatten mit der muntersten Miene getäuscht, donnerte jetzt der fürstliche Hofkaplan, oder auch gelegentlich Pater Michael, von der Kanzel herab und mahnte seine Zeitgenossen zur Buße und Ausrottung der Ketzer.

Die aufgezählten Aeußerlichkeiten sind allerdings geeignet, den schneidenden Contrast zweier nicht einmal ferne von einander gerückten Zeitepochen wirksam zu Tage treten zu lassen. In diesen Hallen, in welchen einst Lust und Frohsinn geherrscht, hat sich das Leben gar sehr verändert. In einer Hinsicht ist es eigentlich gewachsen, aber es ist ein eigenthümliches Leben. Wo einst lustige Zecher und flotte Lebemänner aus- und eingingen, schleichen jetzt seltsame Gesellen auf und nieder, Frömmler, welche ein Anliegen am Herzen haben, habsüchtige Spekulanten, welche Kirchenpatrone

spielen, ehrgeizige Priester, welche nach besseren Pfründen und höheren Machtbefugnissen dürsten, nur selten gute Christen.

Der glaubenseifrige Fürst giebt sich keiner gewöhnlichen Villegiatur hin, und verlegt gewissermaßen nur die Ausübung seines frommen Berufs aus der Stadt auf das Land. Seine Clienten folgen ihm überall hin und würden ihn, da sie meist ihr persönliches Wohl im Auge haben, auch in weitester Ferne aufsuchen.

Bei den großartigen Plänen, mit welchen der Fürst sich trägt, fehlt es nie an Audienzen, eher an Zeit, diese noch zu gewähren. Nicht selten muß ein gutes Theil der Nacht zu Hülfe genommen werden, um die Rescripte an die vielen Vereine, welchen er präsidirt oder als Stütze dient, zu erledigen, Entwürfe zur Gründung neuer katholischer Genossenschaften zu zeichnen und die Verbindungen mit allen Kirchenhäuptern zu unterhalten.

Und doch sind die Resultate dieser ungeheuren Thätigkeit nur der Beginn und die Grundsteinlegung eines Werkes, welches die Ideale des Fürsten zur Verwirklichung bringen und den Staat zu einer der Kirche untergeordneten Anstalt umbilden soll.

Der Fürst ist nämlich einer der leidenschaftlichsten Förderer des Concordats, zu dessen Abschluß er schon mehrjährige Studien gemacht und das massenhafteste Material aufgehäuft hat; eines Instituts, welches in nicht allzuferner Zeit in's Leben treten, Oesterreich betrüben und ganz Europa in Staunen setzen soll.

Für diesen Zweck arbeitet bereits die gute, ergebene Presse, ohne noch am Ende der schauerlichen Perspektive, welche sie eröffnet, das Gespenst blicken zu lassen und wie darin auf das große gebildete Publikum eingewirkt wird, so beginnt man auch den Kleinbürger und Bauer auf das große römische Geschenk vorzubereiten, indem die Hausbuchdruckerei des Fürsten, welche auf's Land mitgezogen ist, eine Masse kleiner Schriftchen, fliegender Volksblätter und frommer Traktätlein fabrizirt. Diese Erzeugnisse werden von tausend gewandten Händen durch's ganze Land colportirt und unentgeldlich verabreicht an die Gläubigen und Ungläubigen.

Es waren melancholische Räume, in welchen Cornelia seit ihrem Besuche in Enzdorf versetzt worden war. Sie sah sich auf das freundlichste und gastlichste aufgenommen, aber es war eine im Grunde kalte und

abstoßende Gastlichkeit und hatte einem dem Leben noch nicht ganz abgekehrten Sinne Nichts zu bieten. Der strenge, finstere Ernst des Fürsten und die unduldsame Bigotterie seiner alten Gemahlin waren wenig darnach angethan, den Aufenthalt in ihrer Nähe angenehm zu machen. Jener frostige Ernst, welcher Denjenigen zu eigen, welche sich weniger für Menschen, als für den Himmel interessiren, wehte aus ihrem ganzen Wesen entgegen. Der Fürst, von seinen Geschäften absorbirt, war wenig zu sehen, höchstens bei und nach der Tafel, welche gegen sechs Uhr stattfand und rasch abgethan wurde. Seine echtspanische Grandezza war geselliger Erheiterung unzugänglich, ja sogar feind.

Die alte Fürstin war des Fürsten wahrhaft homogene Hälfte, es verhielt sich mit ihr auf ganz gleiche Weise. Auch sie war gewohnt, die Kirche mehrmals des Tages zu besuchen und hatte, ein weiblicher Kirchendiplomat, einen eigenen geschäftlichen Wirkungskreis. Sie hörte an jedem Morgen zwei Messen, die erste in der Pfarr-, die zweite in der Schloßkirche. In die erste schien sie sich nur zu begeben, um das Publikum durch das Beispiel ihrer

Frömmigkeit nachzuziehen; die zweite erst war Gemüthssache. Nebstbei hielt sie auch auf ihrem Zimmer stille Betübungen.

Wenn die Fürstin ein oder das andere Mal in ihre Equipage stieg und einen weiteren Ausflug machte, so war gewiß in einer Ortschaft der Umgegend der Namenstag eines Kirchenpatrons, dem zu Ehren die Fahrt unternommen wurde. Täglich gegen Abend wurde mit größter Regelmäßigkeit, ohne Rücksicht auf das Wetter eine Fußpromenade gemacht. Die alte Dame stieg, ihre Abendandacht zu verrichten, eine steile Anhöhe hinan, wo das sogenannte Capuzinerkreuz, mit allen Leidensinsignien des Heilandes behangen, über die Gegend hinaussah. Dort, auf dem einfachen, roth angestrichenen Schemel blieb sie täglich mindestens eine halbe Stunde knieend im Gebete. Schon der Weg allein war, in Hinblick auf seine Beschwerlichkeit und den zarten Körperbau der hochbejahrten Dame, eine Wallfahrt zu nennen.

Cornelia war nicht eben genöthigt, an der Fülle dieser geistlichen Exercitien Theil zu nehmen, jedoch zum Capuzinerkreuz hatte sie auf besonderen Wunsch der Fürstin immer mitgehen müssen.

Es läßt sich nicht läugnen, daß auf einem solchen Leben der Druck einer öden Einförmigkeit und einer düsteren Langeweile lasten mußte; man brauchte nicht, um sie zu empfinden, vorher alle Religion abgeschworen und sich dem Rationalismus in die Arme geworfen zu haben.

Kein Wunder, daß Cornelie'n diese finstere Gesellschaft schlecht behagte und daß sie sich von ganzem Herzen wegsehnte. Sie hatte gar keine besonderen Ansprüche auf Unterhaltung gemacht, denn ihrem still verborgenen Kummer war einsames Nachdenken und Selbstvertiefung Bedürfniß und Wohlthat. Aber wenn sich je Lust nach Mittheilung in ihr regte, wollte sie nicht lediglich Klagen über die Verderbniß der Welt anhören und sich über die Thätigkeit der Pius-, Severinus- und Rosenkranzvereine unterrichten.

Aber auch in einer anderen Beziehung sah sich Cornelia getäuscht. Ihr Vater hatte ihr gesagt, daß Hugo, der junge Fürst, sich schon vor ihrer Ankunft in Enzdorf auf seinen Posten nach St. Petersburg werde begeben haben. Das war nicht der Fall und Cornelia war sehr unangenehm überrascht, als sie vernahm, daß sich seine Abreise hinausgeschoben habe und daß er schon in den nächsten Tagen von Wien

eintreffen werde. Es war nicht eben Furcht vor den erneuten Werbungen eines unliebsamen Freiers, was sie mißstimmte, denn Hugo hatte sie ja in der langen Zwischenzeit nie mit Zudringlichkeit gequält — es war vielmehr eine mitleidsvolle Verlegenheit, wie sie ihm begegnen solle, seitdem sie den Versicherungen ihres Vaters zu glauben angefangen, daß Hugo aus verschmähter Liebe seinen Stand gewechselt habe und seine unglückliche Leidenschaft durch Entfernung heilen wolle.

Die Versicherungen des Grafen von einer Aenderung im Gemüthe und in der Lebensweise des jungen Fürsten war keine rein aus der Luft gegriffene Erfindung. Hugo war allerdings sehr verändert von Paris heimgekehrt. Seine fortgesetzten Niederlagen in der Liebe, die Einsicht in die Unmöglichkeit, bei Mangel an Geist und Bildung trotz der verschwenderischesten Ausgaben eine glänzende Rolle zu spielen, hatten seinen prätensiösen Hochmuth merklich herabgestimmt. Dazu kam das drückende Gefühl von Schulden, die größer waren, als er seinem Vater vorerst gestehen mochte, Mißhelligkeiten mit seinem Obersten, Fatalitäten aller Art. Kurz, der junge Mann hatte zwar nicht Unglück, doch allerhand was ihn drückte

und dies alles zusammengenommen schien ihn gebessert zu haben. Thatsache war es, daß er sich vorgenommen zugleich mit seinem Standeswechsel eine Aenderung in seiner Lebensweise eintreten zu lassen. Er war seinen wilden Kameraden von ehemals untreu geworden und nahm nicht mehr an ihren Belustigungen Theil. Einer kleinen Ballettänzerin vom Kärnthnerthor, die auf seine Treue und Ausdauer gerechnet, wurden plötzlich das fürstliche Herz und die fürstlichen Subsidiengelder entzogen. Freilich, wie lange diese sittlichen Fortschritte dauern würden, war eine andere Frage. Nur die wohlmeinendste Gutmüthigkeit hätte sie unbedingt günstig beantworten können.

In dieser Gemüthsverfassung, welche mit Reue einigermaßen verwandt war, hätte sich der junge Fürst seelig gepriesen, wenn Cornelia sich seiner erbarmt und ihm die schöne weiße Hand zum ewigen Bunde gereicht hätte. Er ging so weit, kaum mehr zu begreifen, wie er so viel äußerlich bestechenden und innerlich wurmstichigen Schönheiten blind hatte nachlaufen und das schönste und würdigste Herzensziel darüber vernachlässigen können.

Cornelia's Haltung in Enzdorf trug nicht wenig

dazu bei, Illusionen bei ihm aufkommen zu lassen und diese mächtig zu begünstigen. Schon ihre Anwesenheit bei seinen Eltern schien ihm vielsagend. Sie begegnete ihm hier freundlich, ja oft liebenswürdig, während sie früher nicht selten ein schroffes und abwehrendes Benehmen gegen ihn an den Tag zu legen pflegte. Diese Freundlichkeit war ihm neu, überraschend. Er bedachte aber nicht, wenn er über diese Veränderung nachdachte, daß ja auch früher sein eigenes Auftreten zu anmaßend und siegesgewiß war, wogegen sich seine gegenwärtigen Annäherungen eher durch kleinmüthige Bescheidenheit und sanftmüthige Geduld kennzeichneten.

Mit einem Male sprang der junge Fürst aus tiefster Muthlosigkeit zu den maaßlosesten Hoffnungen und den freundlichsten Selbstvorspiegelungen hinüber. Er war plötzlich gewiß, daß Cornelia sich ihm genähert habe, sich für ihn interessire und entschlossen sei, ihn, wenn er das entscheidende Wort spreche, zum Gatten zu nehmen. Jedes ihrer Worte, jeden ihrer Gänge deutete er sich zu seinen Gunsten, der zurückgedämmte Dünkel kam wieder mit aller Macht hervor, die Eitelkeit von ehedem war wieder da, als habe sie nie so bittere Demüthigungen erfahren. Er gefiel

sich in dem neuen Wahne und handelte wie mancher, welcher um aus dem Unbehagen nach dem Rausche herauszukommen, sich einen neuen Rausch trinkt. Er schrieb rasch entschlossen dem Grafen von Thieboldsegg, daß dieser möglichst bald nach Enzdorf kommen möge, um durch seine Anwesenheit der sich so unverhofft vorwärts bewegenden Familienangelegenheit zu einem von beiden Seiten erwünschten Abschlusse zu verhelfen.

Der Brief traf den Grafen in Pesth. Er hatte in die Dinge tiefer hineingeblickt und war weit entfernt, die sanguinischen Hoffnungen Hugo's über die Wendung in Cornelia's Gemüthe zu theilen, aber er hielt es doch der Mühe werth, sich von der angeblich so günstig veränderten Sachlage selbst zu überzeugen.

Er verließ nach seiner Rückkehr von Pesth ohne viel Zeitverlust Wien, und begab sich nach Enzdorf, da auch sonstnoch wichtige Interessen eine Besprechung mit dem alten Fürsten wünschenswerth machten.

Cornelia's Freude, den Vater wiederzusehen, war herzlich und stürmisch. Sie hatte auf ein so baldiges Wiedersehen nicht gerechnet. Der Graf, der, wie man weiß, seine Tochter unendlich liebte, war von

dem Empfange ungewöhnlich erwärmt. Er war geneigt, den ihm entgegenbrausenden Freudeaufruhr für das Anzeichen einer freieren, erheiterten Gemüthsstimmung zu halten. Das alles konnte nur von der besten Vorbedeutung sein.

An Cornelia's Herzen hatte indeß die über Bruno's Schicksal schwebende Ungewißheit nicht zu nagen aufgehört. Was ihr an jenem Abend Frau Hassenfeld mitgetheilt, war das Letzte gewesen, das sie von ihm gehört; die Nachrichten, welche seit einiger Zeit über Bruno im Umlauf waren, hatte sie weder vernommen, noch vernehmen können. Ihre Stimmung schien nur deshalb freier und gehobener, weil sich mit der Zeit auch die schärfsten Gefühle abschleifen. Ihre leidenschaftliche Unruhe hatte gleichsam einen Waffenstillstand mit dem Herzen geschlossen; es hing aber nur von dem ersten Anstoße ab, wann die Sorgen wieder die Waffen gegen sie ergreifen würden . . .

Dem Grafen mußte eigen zu Muthe sein, als er seine Tochter in einer langen Umarmung an seinem Herzen ruhen fühlte. Da lag sie, die Arme sanft und innig um ihn geschmiegt, als sei seine Brust der letzte Zufluchtsort für sie in ihren Leiden, als wäre

das Vaterherz der sicherste Anker, an welchem sie noch schließlich in der äußersten Noth ihre Hoffnungen würde festknüpfen können! Sein Vaterglück konnte nicht rein sein! War er denn nicht in Pesth gewesen? Hatte er nicht gegen den ausgesagt, den sein Kind so tief und schmerzlich liebte? War er nicht entschlossen, weiterhin das Gift der Lüge zu gebrauchen, um die erste, schöne, jungfräulich ernste Liebe im Herzen seiner Tochter zu tödten? Fuhr er nicht fort, sie in verblendetem Ehrgeiz zu einem Bunde zu drängen, gegen den sie sich innerlichst sträubte?

Der Graf war von dem fürstlichen Paare mit gewohnter Freundlichkeit aufgenommen worden. Dennoch kam es ihm vor, als ob da und dort ein frostiger Ernst hervorgeglänzt hätte und ein trübes Wölklein an ihm vorübergefahren wäre. Es war nur so wie ein vorbeistreifender Schatten. Er läugnete ihn bei näherer Prüfung wieder weg und glaubte den Entstehungsgrund seiner Zweifel nur in seiner eigenen Unzufriedenheit und Ungeduld aufsuchen zu müssen, weil sich die Heirathsfrage gar so lange hinzog und ein gleiches Gefühl auch schon auf der anderen Seite aufgetaucht sein konnte.

Er beschloß sonach, alle Energie zusammenzuraffen, sich über die Proteste seiner Tochter hinwegzusetzen und, es koste was es wolle, diesmal die Verlobung mit einem Handstreich zum fait accompli zu machen.

Zu dieser Entschiedenheit hatte auch Hugo selbst mächtig beigetragen. Der junge Mann war durch den Widerstand, den er gefunden, in dieselbe verzweifelte Hitzköpfigkeit gerathen, welche sich schon in Paris bei weniger würdigen Anlässen bekundet hatte. Jedesmal war es ihm, wenn seine Phantasie Feuer gefangen, nur wie ein Kinderspiel vorgekommen, die Wand mit dem Kopfe durchzurennen.

Alle diese günstig zusammenwirkenden Umstände bestimmten den Grafen zu dem rascheſten Vorgehen, denn in dem kleinsten Verzug lag auch eine Gefahr. Es konnten Gerüchte aus Pesth sich bis zu den Ohren seiner Tochter verirren und deren Gemüth, Gott weiß auf wie lange hinaus, allen Bewerbungen der Welt unzugänglich machen.

Der Graf beschloß, diesen Gerüchten einen Schritt vorbeugend entgegen zu gehen. Freilich galt es dabei, der ihnen zu Grunde liegenden Situation gerade in's Gesicht zu lügen. Warum nicht? Wohl konnte irgend

ein Zeitungsblatt schon in den nächsten Wochen Alles an den Tag bringen, die Lügen als Lügen demaskiren — aber er brauchte die Lügen ja nur eine kurze Zeit. Nach der Thatsache der Verlobung mochte kommen was kommen wollte, der Schritt war bindend, war nicht mehr rückgängig zu machen. Die Möglichkeit seiner Aussagen mußten dann falsche Nachrichten, Mißverständnisse erklären, Ausflüchte, wie sie ein Diplomat stets bei der Hand gehabt. . . .

Es war am Abend des nämlichen Tages, an welchem der Graf in Enzdorf eingetroffen war. Er hatte den Salon des Fürsten kurz vor Mitternacht verlassen und war auf sein Zimmer zurückgekehrt. Aus dem Gemach nebenan, dessen Thür nur angelehnt war, blickte ein Lichtschimmer, Cornelia saß noch lesend bei ihrer Lampe. Der Graf rief sie zu sich. Eine Weile stand er sinnend am Fenster und blickte in den Park hinab, dessen Bäume still im Mondschein dastanden, dann ließ er die Rouleaux herab und forderte Cornelia auf, sich zu ihm zu setzen. Angeblich, um eine Weile noch gemüthlich fortzuplaudern, in Wahrheit aber, um seine Pläne einzufädeln und die ersten Schritte auf's Ziel hin zu machen.

Das Gespräch hatte unbefangen, heiter und ziellos angefangen. Es behandelte den Klatsch über die Vorfälle des Tages und kam allmälig auf einzelne im Schlosse anwesende Personen. Cornelia meinte, der Fürst habe doch etwas unheimlich Finsteres. Vor seinen Augen müsse man sich fürchten. Ja, man sei zuweilen versucht, in seiner Nähe an alle die Geschichten zu glauben, die über ihn coursirten.

„Du meinst die Geschichte mit Carola?“ sagte der Graf, und hatte damit auf die ungezwungenste Art das Gespräch auf die verstoßene Tochter des Fürsten hinübergelenkt, welche, wie man sich erinnern wird, wegen ihrer hartnäckigen Liebe zu einem bürgerlichen Offizier in's Kloster gesteckt worden, von dort mit dessen Hilfe entkommen und nach England oder Amerika spurlos verschwunden war. „Allerdings, in diesem Fall hat der Fürst sehr streng, sehr hart, man möchte sagen, unväterlich gehandelt. Aber wissen wir, wie sich Alles in dieser Geschichte verhält? Das Gerücht hat so viel hinzugethan, so viel tolle, unsinnige Mährchen . . .“

„Man ging sogar so weit zu behaupten, daß der Hausarzt . . .“

„Hast Du auch das gehört? Das Mädchen ver-

giften mußte? Nicht wahr? Nun, ich kann, so wahr ich Dich liebe, versichern: daß Carola zur selben Zeit und noch lange nachher, nachdem man sie in einem Pavillon des Schlosses an Gift hatte sterben lassen, im Karmeliterinnenkloster lebte. Doch so ist es mit den Gerüchten, man weiß nicht, was man zu den Menschen sagen soll! Ist es Albernheit, Böswilligkeit, oder der natürliche Wirrwar der Zungen? Thatsache ist es, daß die einfachste Geschichte, je länger sie coursirt, immer dunkler und verwirrter, nie aber klarer wird. Welches dumme, ungereimte Zeug muß man nicht immer wieder über diese Carola selbst von Leuten, bei welchen es kaum angenommen werden sollte, anhören! So geht es aber in allen diesen Fällen. Der Schadenfrohe malt einen noch schwärzeren Farbenton hinzu, der Effekthascher will durch eine neue Erfindung frappiren; wer Carola's Partei nimmt, macht den Vater zu einem Tyrannen, einem wahrhaften Wauwau aus dem Kindermährchen; wer Carola verdammt, legt ihr die ordinärsten Züge bei, und die losesten Grundsätze zur Last."

„Du analysirst es ganz richtig," bemerkte Cornelia, während ein sinnender Zug auf ihrem Antlitz zum

Vorschein kam. „Ich selbst habe die seltsamsten Uebertreibungen berichtigen müssen."

„Nicht wahr," rief der Diplomat, „da heißt es: die arme Carola, die unglückliche, die verschollene Tochter! Und vielleicht ist das Mädchen gar nicht unglücklich, befindet sich so gut, als es unter ihren Umständen möglich. Doch ich staune — von wem in aller Welt, Kind, hast Du die Geschichte vom Hausarzte gehört?"

„Von Frau Hassenfeld," antwortete Cornelia. „Sie schien die Sache — ich freilich glaube nicht daran — sogar für keine Fabel zu halten."

„Da siehst Du die Leute!" rief der Graf im Tone verachtungsvoller Ueberlegenheit. „Sogar eine sonst so kluge Frau glaubt an solche Mährchen! Und warum glaubt sie daran? Weil ihr solche Erfindungen mehr als die Wahrheit gefallen, muß die Antwort lauten. Da coursirt jetzt in Wien ein Gerücht — in gewissen Kreisen hat es sogar einigen Lärm gemacht — mit dem es sich gerade so verhält. Zum Glück schläft es allmählig ein, weil die Leute die Abgeschmacktheit der Fabel erkennen. Ich erwähne es, weil es einen jungen Mann zum Helden hat,

welchen ich kenne, wenigstens habe ich ihn einmal gesehen und gesprochen — den Bruder unseres Rittmeisters Haldenried."

Der Name traf Cornelia's Ohr mit einer blitzartigen Ueberraschung. Sie war zusammengezuckt, es war ihr unendlich lieb, daß ihr Vater eben, wie sie glaubte von Ungefähr, bei Seite geblickt hatte. Ein Wort konnte sie im Moment nicht hervorbringen.

„Auch eine eigene Geschichte," fuhr der Graf scheinbar unbefangen wieder fort, „eine Geschichte, welche von der Wahrheitsliebe und Combinationskunst der Gerüchte schaffenden Menge ein trauriges oder glänzendes Zeugniß ablegt."

„Nun?" hauchte Cornelia, sich einen Laut abzwingend, hin.

„Richtig," rief der Graf fortfahrend, lebhaft. „Du warst vor zwei Jahren in Kraßnitz selbst dabei, als der Rittmeister in unserer Gegenwart — ich glaube, auch Rack und Leonie waren da — doch gleichviel — von seinem verschollenen oder todten Bruder sprach, sein Schicksal mit wahrhafter Rührung erzählte."

„Ich erinnere mich," bemerkte Cornelia zaghaft aber sehr gespannt.

„Nun," fuhr der Graf mit der glücklichen Verstellungskunst eines gutgelaunten Erzählers fort, „wie der Rittmeister, so glaubte auch alle Welt — worunter ich sämmtliche Demokraten verstehe — daß der junge Mann während seiner Theilnahme am ungarischen Aufstande von den kaiserlichen Truppen gefangen genommen worden sei. Die Einen wollten wissen, er sei ohne weiteres in einem Laufgraben todtgeschossen, die Anderen, er sei in einem unterirdischen Kerker langsam durch Hunger zu Tode gequält worden. Was aber war die Wahrheit? Eben zur selben Zeit, als diese Mordgeschichte überall abgesungen wurde, flanirte der Held derselben auf den Pariser Boulevards herum, machte in einigen Salons, wo er Zutritt gefunden, aller Welt den Hof, amüsirte sich mit einem Worte auf's Prächtigste."

„Nun, und was sagt man jetzt von ihm?" fragte Cornelia, sich emporraffend.

„Was?" gab der Graf lachend zur Antwort. „Jetzt wärmt man dieselbe Geschichte mit einigen zeitgemäßen Abänderungen versehen wieder auf. Die Erfindung ist wohlfeil, daß es aber Köpfe giebt, die d'ran glauben, ist stupid."

„Warum sollte er nicht wirklich verschollen sein?“ wendete Cornelia mit naiver, aber festbegründeter Ueberzeugung ein.

„Weil kein Vernünftiger an so etwas glauben kann!“ rief der Graf.

„Desto besser für ihn,“ sagte Cornelia mit wachsendem Muthe, „daß er zum Vorschein gekommen. Er lebt also? Vielleicht gar in Wien?“

„Freilich lebt er,“ war die Antwort, „aber nicht da, wo man ihn hinversetzt, ich meine, nicht in irgend einem Kerker, in welchen ihn Frau Fama abermals heimlich und auf ewige Zeiten hineingeworfen hat.“

„Er lebt!“ rief Cornelia von einer Last befreit. „Hast Du's vom Rittmeister gehört? Hast Du den Rittmeister gesprochen?“

„Den Rittmeister habe ich nicht gesehen,“ gab der Graf zur Antwort. „Auch glaube ich nicht, daß der sich über die Gerüchte beunruhigt fühlen mag, weil er wahrscheinlich den wahren Sachverhalt genau kennt und seinem Bruder selbst Stillschweigen gelobt haben mag.“ —

„Wie soll man das verstehen?“ fragte Cornelia in höchster Verwunderung.

„Kind, was geht das Zeug uns Beide an!" rief der Graf. „Ich wollte Dir nur ein Beispiel geben, was man von Gerüchten zu halten hat."

„Es kommt mir vor," sagte Cornelia, „wie wenn Du meine Aufmerksamkeit durch Dein plötzliches Abbrechen foppen wolltest. Du scheinst noch mehr zu wissen."

„Das stelle ich nicht in Abrede," entgegnete der Graf mit geheimnißvollen Mienen. „Ich bin aber meiner Quelle Diskretion schuldig und weiß bei diesem eigenthümlichen Falle die Grenzen kaum anzugeben, wo sie beginnt und wo sie aufhört."

„Ich verlange nur eine Andeutung!" drang Cornelia in ihm. „Nur eine flüchtige Andeutung!"

„Neugier, dein Name ist Weib!" sagte der Graf im Tone des Scherzes. „Um mir Deine Fragen vom Halse zu schaffen, sage ich nur so viel, daß es sich um eine Weibergeschichte handelt — um ein Duell — eine Flucht und noch etliche romantische Ingredienzien."

„Das ist ja sehr interessant," bemerkte Cornelia, doch das erblassende Gesicht und die unsichere Stimme verriethen die ängstlichste Spannung. „Ist er — im Duell gefallen?"

„O nein!“ antwortete der Graf gleichgültig, wie wenn er über eine ihm und seiner Tochter ganz fernliegende Sache spräche. „Er hat die Abwesenheit eines jungen Ehemannes sich zu Nutze gemacht und mit dessen Frau ein Liebesverhältniß angezettelt. Vom Schwager der Pflichtvergessenen zur Rede gestellt, ist es zu einer Herausforderung gekommen und da hat der Verführer noch die Güte gehabt, den leiblichen Bruder des gekränkten Gatten todtzuschießen. Das ist die Geschichte. Daher die Flucht, dies Verschollensein, auf welche noch dadurch ein frappantes Licht fällt, daß auch die junge Frau spurlos von Paris verschwunden ist. Romantisch, sehr romantisch, aber gewöhnlicher als Du Dir vorstellen magst!“

„Nein! Nein! Das ist nicht so gegangen!“ rief Cornelia. „Du wunderst Dich über die Leichtgläubigkeit der Leute — Du willst Gerüchte verwerfen und erzählst das platteste aller Gerüchte nach?“

„Denke das ja nicht!“ rief der Graf mit lächelnder Sicherheit. „Ich weiß recht gut, worauf ich mich stütze. Warum ließ sich der Mensch nicht in seiner Heimath blicken, da ihm ja von der Regierung die straffreie Rückkehr bewilligt worden ist?“

„Man hat ihm nicht Wort gehalten!“ warf Cornelia kurz und entschieden hin.

„Lächerlich!“ rief der Graf. „Nein, abgeschmackt! Ein Wortbruch der Regierung! Das kömmt bei uns nicht vor! Ich habe jetzt, gerade jetzt vor meiner Abreise von Wien Gelegenheit gehabt, den Chef der hohen Polizei zu sprechen und eine Anfrage zu thun. Seine Amnestie ist und war nicht angetastet worden. Darauf gebe ich Dir mein Ehrenwort!“

„Seltsam! Seltsam!“ murmelte das Mädchen frappirt.

„Nimm Deinen Verstand zusammen,“ fuhr der Graf fort, „und sage mir doch, wie sich die Einziehung eines Menschen heut zu Tage Monate und Monate lang verheimlichen ließe? Mein Gott — in der Zeit der Eisenbahnen, der Telegraphen, der freien Presse — es ist daran gar nicht zu denken!“

„Freilich, freilich, Du magst Recht haben,“ murmelte Cornelia, wie zu einer halben Zustimmung gezwungen, vor sich hin.

„Ich habe den Polizeichef selbst gesprochen,“ wiederholte der Graf fest und bestimmt. „Ich berufe mich für mein Wort auf sein Wort und garantire dafür.“

Cornelia war verstummt und konnte keine Einwendung mehr finden, wie auch ihre Phantasie fern und nah nach irgend einer zu haschen strebte. Die Geschichte hatte an und für sich nichts Unwahrscheinliches und schien an Glaubwürdigkeit zu gewinnen, da sie ihr von ihrem Vater erzählt wurde, welchen sie jeder Heimtücke für unfähig und in dieser Sache für vollkommen unparteiisch hielt.

„Jetzt aber ist's Zeit, daß wir uns zur Ruhe begeben!" sagte der Graf, indem er sich aus dem Fauteuil erhob und einen Blick auf die Uhr warf. „Es ist beinahe Ein Uhr und auf dem Lande gilt es früh aufstehen. Gute Nacht, Cornelia!"

Er küßte sie auf die Stirne.

Viertes Kapitel.

Wie der alte Fürst Kronenburg den Plänen des Grafen entgegenkommt.

Jetzt ist's Zeit, uns zur Ruhe zu begeben," hatte der Graf gesagt und damit das Signal gegeben, daß sich in der Brust seiner Tochter alle Zweifel entfesseln und die grausamsten Enttäuschungen einstellen sollten.

Der Eindruck, welchen die unerwarteten Nachrichten über Bruno auf Cornelia hervorgebracht, steigerten und vertieften sich erst recht, als sie in ihr Schlafzimmer gekommen war.

Soviel unerklärliche Thatsachen, eine solche Verschwörung von allen Seiten zusammenströmender Umstände, so viel Trug und berechnete Arglist mußten endlich den felsenfesten Boden des Glaubens, welchen

Cornelia zu Bruno's Treue hatte, zu erschüttern beginnen.

Es giebt Zweifel, welche eine riesige Hebekraft besitzen und einmal angesetzt, von derselben Hand immer wieder rastlos gebraucht werden, welche sich anfangs entsetzt hatte, die fürchterliche Maschine nur mit dem Finger zu berühren.

Je länger Cornelia über alles Vernommene nachdachte, desto tiefer gerieth sie in das Labyrinth und je länger die schlaflose Nacht dauerte, desto verderblicher und nachhaltiger wurde die Wirkung des Giftes, das ihrer Liebe eingegeben worden war.

Der Morgen blickte schon durch die Vorhänge, als sie halblaut murmelte:

„War er nicht auch auf dem besten Wege, sich von Leonie bestricken zu lassen, wenn ich nicht gekommen wäre? War eigentlich der Verrath nicht schon halb fertig? Die Männer sind eine elende Race!"

Mit solchen Gedanken versank sie endlich in einen kurzen, abgerissenen und unruhvollen Schlaf.

Als der Graf am folgenden Morgen die Spuren der nächtlichen Seelenkämpfe auf Cornelia's Gesicht wahrnahm, war ihm recht schwer um's Herz, aber er

sagte sich, daß doch jetzt ein Einhalten und Gehenlassen aus einem schwächlichen und eigentlich verderblichen Mitleid entspringen würde. Er wankte nicht lange, sondern fühlte sich bald darauf in seiner Absicht bestärkt, auf sein Ziel klug aber rücksichtslos loszugehen, gleichwie ein Operateur, der einen großen Schmerz verursacht, nicht innehält, weil er weiß, daß es dem Kranken später zur Wohlthat wird.

Und so hatte sich der Graf entschlossen, seinen Aufenthalt in Enzdorf noch um ein paar Tage zu verlängern. Im Uebrigen war es keine sonderliche Liebhaberei von ihm, in der Nähe der sittenstrengen und überfrommen Fürstenfamilie zu verweilen.

Die Metternich-Gentz'sche Diplomatenschule, zu welcher Thieboldsegg gehörte, hatte die Eigenthümlichkeit, den Katholicismus als das höchste Staatsprincip hinzustellen, aber für sich selbst religiöse Indifferenz und ästhetischen Sinnengenuß in Anspruch zu nehmen. Das Volk sollte von Priestern gelenkt und von Jesuiten in noch tiefere Geistesnacht zurückgegängelt werden, aber die hohen Herren, welche von oben her den Glauben befahlen, hatten das Vorrecht, für ihre Person nichts glauben zu dürfen und sich

untereinander in ihren Cirkeln ihrer religiösen Indifferenz sogar spöttisch rühmen zu können. Der Aberglaube war für die Masse, dagegen die Geistesfreiheit das Monopol des Haus-, Hof- und Staatskanzlers und anderer eximirten Granden und Hofherren.

In diesem Decennium, zwischen 1850—1860, war es anders geworden. Da hieß es, der Höchste müsse auch der Frömmste sein. Kirchenbesuch, Messehören, Theilnahme an Wallfahrten und Processionen waren nicht mehr allein für Bauern und alte Weiber vorgeschrieben, sondern officieller Ton und unerläßliche Bedingung, um seine Laufbahn zu machen. Früher hatte es gegolten Nichts gegen die Religion zu thun, gegenwärtig Alles zu thun, um sie wenigstens zur Schau zu tragen.

Der Graf, der sich durch diese neueste Zeitanforderung äußerst genirt fühlte, entzog sich heimlich den religiösen Ceremonieen, wo er nur konnte. Sonderbar genug, daß ihm die Heuchelei, die ihn übrigens so treu durch's Leben begleitete, auf dieses Gebiet nicht folgen wollte. . . .

„Liebes Kind," begann der Graf zu seiner Tochter, nachdem er mehrere Briefe, die er während des Früh-

stücks geschrieben, gesiegelt und dem Diener zur Absendung übergeben hatte, „ich freue mich, Dir anzeigen zu können, daß es mir noch möglich sein wird, einige Tage in Enzdorf zu bleiben. Es ist mir dies ungemein lieb. Das Fürstenpaar hat immer eine mächtige Anziehungskraft auf mich ausgeübt. Namentlich der alte Fürst, eine hochoriginelle, frappante, in unserer Alles nivellirenden Zeit eine seltene, typische Gestalt! Aus seinem Munde fällt nie eine süße Redensart, er bleibt streng geschlossen, aber, wenn der ein gutes Wort herausläßt, folgt ihm die gute entsprechende That gewiß! Es ist ein Charakter, vor welchem ich alle Verehrung empfinde. Und was meinst Du über die alte Fürstin?"

„Ich kenne sie zu wenig, um sie beurtheilen zu können," erwiderte Cornelia ganz zerstreut. „Unsere Gespräche waren so einseitig, jederzeit kurz und bewegten sich lediglich um fromme Dinge. Vielleicht ein Zufall. Ich möchte ihr nicht Unrecht thun — aber sie kommt mir wie eine alte Betschwester vor."

„Sie ist wohl sehr religiös," sagte der Graf, „äußerst religiös. Aber da ist Nichts Schein, Alles Kern, tiefinnere Ueberzeugung, nebenbei das beste,

wohlwollendste Herz! Wo ein Unglück ausfindig gemacht wird, da springt sie hin, um offen oder geheim zu helfen. Ihr Leben ist den Anderen geweiht, für sich hat sie keine Sorge! Ich achte sie hoch! Eine irdische Madonna allen Leidenden!"

„Vater," sagte Cornelia, welche nur mit halbem Ohre zugehört hatte, „mir hat vor dem Schlafengehen unser gestriges Gespräch noch lange nachgeklungen. Weißt Du vielleicht auch den Namen der Frau, welcher der Bruder des Rittmeisters —"

„Nein, nein," gab der Graf rasch zur Antwort, „wiewohl ich ahnen, errathen kann."

„Mich interessirt es ohnehin weiter nicht," bemerkte Cornelia, ihre Nichtbefriedigung verbergend.

„Das versteht sich," sagte der Vater und fügte im Tone schmeichlerischen Wohlwollens hinzu: „Da wir von Kronenburg sprechen, fällt mir etwas ein. Ich muß eine Frage an Dich richten, mit welcher ich Dich seit langer, langer Zeit nicht mehr belästigt habe —"

Cornelia schlug die Augen lebhaft empor, sie errieth die Frage.

„Antworte mir," fuhr Thieboldsegg fort, „offen,

zwanglos und frei, wie es dem Verhältnisse zwischen Vater und Tochter geziemt. Du hast Dich bis zum heutigen Tage nicht zu beklagen, daß ich meine väterliche Autorität mißbrauche und weißt auch, daß Du es nie zu befürchten hast. Sage mir offen, wie Du jetzt zu Hugo stehst?"

Cornelia sah ihren Vater ernst, groß an, dann erwiderte sie ruhig:

„Sehr freundlich! Ich war hier in Enzdorf viel mit ihm beisammen und habe eine weit bessere Meinung von ihm gewonnen."

„Das entzückt mich!" rief der Graf, sie leicht umarmend.

„Ueberschätze nur nicht," sagte Cornelia bedeutsam, „was ich damit gesagt habe. Du wirst wissen, daß er in meinen Augen einst einer der unerträglichsten Menschen war."

„Wie hast Du ihm Unrecht gethan!" rief der Graf laut. „Du mußt ihn nur näher kennen. Der Rest Deiner Vorurtheile muß schmelzen. Und von seiner Leidenschaft hast Du ihm nichts angemerkt?"

„Wohl," flüsterte Cornelia, wie Jemand, der mit Widerwillen etwas bestätigen muß.

„Da sieh',“ rief der Graf, „ob ein Wort von dem, was ich darüber vor Deiner Abreise nach Enzdorf gesprochen, übertrieben war! Hugo liebt Dich und Deine Liebe könnte Alles über ihn vermögen!“

„Vater,“ rief Cornelia, ohne daß der Affekt, in welchen sie plötzlich gerathen war, entscheiden ließ, welchen Anklang oder welche Mißbilligung das Gespräch bei ihr fände.

„Ich zwinge Dich zu Nichts,“ sprach der Graf sanft. „Das sei fern von mir! Ich suche Dein Glück zu begründen, nicht das meinige!“

„Ich weiß es, ich weiß es,“ rief Cornelia plötzlich in großer Bewegung, an seine Brust sinkend. „O könnte ich — vermöchte ich es — ich weiß ja eigentlich nicht mehr, was ich will! Du bist der beste, der herzlichste der Väter, ich wollte Dir gern, von Herzen gern Deinen Willen thun! Ich weiß kaum selbst mehr, warum ich zaudere, warum ich Bedenken trage! Ich möchte Dir gern jede Regung meiner Seele gestehen und allen Kummer, den ich trage, vor Dir ergießen, aber ich begreife die Macht nicht, die mich daran hindert, so oft ich den Versuch mache... Vater, ich mache mir Vorwürfe, ich erschrecke darüber, wie unaufrichtig

ich gegen Dich gewesen bin — aber mir geschieht nur Recht, wenn mir die pflichtwidrige Verheimlichung zu einer Last geworden, welche mich im Stillen erdrückt! Ich möchte reden — aber es ist zu spät — ich habe das Vertrauen, daß Du mir geholfen hättest, daß Du mir beigestanden wärst — so daß ich jetzt nicht so trostlos beladen dastände — aber heute, heute ist es zu spät."

Thränen erstickten den Ausbruch ihrer Klage, sie hing noch lange stumm weinend, wie ein Kind an des Vaters Brust.

Der alte Diplomat fühlte sich von einem geheimen Schauer der Rührung durchrieselt. Er kämpfte mit sich und fragte sich, ob er den Ausbruch des Geständnisses, welches seine Tochter abzulegen auf dem Wege war, begünstigen oder unterdrücken solle. Es siegte die Politik über sein Herz und er hob wieder an:

„Kind, Du rührst mich! Es ist mir schrecklich, Dein Auge feucht zu sehen, aber die Ursache, welche Dir diesmal die Thränen erpreßt, ist es mir nicht —"

„O, Vater!" unterbrach ihn die Tochter mit einem neuen Anlaufe.

„Ich weiß, ich errathe," fuhr der Graf, ohne sie

ausreden zu lassen mit Absicht rasch fort. „In Deinem wohl schönen, aber noch phantastischen Alter begreift sich leicht Alles! Ihr, Mädchen, seid von so unbestimmter Sehnsucht voll!“ — Cornelia schüttelte verneinend das Köpfchen und wollte sprechen, aber der Graf vereitelte es, indem er noch lebhafter weiter redete: „Ihr seid voll von Idealen, Eure Hoffnungen und Träume gehen in's Unbegrenzte, Ihr streckt mit Vorliebe die Arme nach dem Unmöglichen aus! Das höchste irdische Glück steht freilich einem jeden goldenen Traume weit nach, hat aber den unendlichen Vorzug einer wirklichen Existenz! So nüchtern ist selten ein weibliches Auge, daß es den Freier, welcher vor ihm erscheint, mit unbefangener Prüfung betrachten und nicht mit einem fremden, also ungerechten Maaßstabe messen würde. Lange geschaute Phantasiebilder stehen im Wege und müssen erst weichen. Auch Du, mein Kind, wirst und mußt eine Gedankenwelt haben und beim Heraustreten auf den Boden vernünftiger Wirklichkeit erschrecken. Verlange daher nicht von Hugo, daß er so sei, wie er nicht ist, sondern nimm Dir die Mühe, die Züge, welche ihm eigen sind, anzusehen und zu erkennen, dann weiß ich, daß es meines

Zuredens nicht bedarf, um seine leidenschaftlichen Werbungen bei Dir durchzusetzen."

„Vater," erwiderte Cornelia mit der Niedergeschlagenheit einer düster aufgeregten Stimmung, „meine Phantasiewelt ist so arm, so erbärmlich arm geworden, daß es mir gleichgiltig scheint, welchen Mann man wähle! Mir ist alles Unterscheidungsvermögen abhanden gekommen. Ich stelle mir jetzt im Gegentheil zu früher vor, daß Jemand, welcher wenig verspricht, mehr halte und dem blendenden Helden vorzuziehen sei, welcher uns stürmisch das Vertrauen zu entreißen versteht und dasselbe dann zu Schanden macht! In der Gesellschaft wimmelt's von solchen Beispielen." ...

„Dahinter steckt eine feine Beobachtung," sagte der Graf, dem diese verzweifelte Gedankenströmung willkommen war, in beifälligem Tone.

„Ich gebe Dir die Versicherung," fuhr Cornelia fort, „daß ich so denke, wie ich spreche, aber da drängt sich mir die Frage auf, warum ich eigentlich bei diesen Ansichten mein künftiges Loos der Unverläßlichkeit eines Mannes anheimgeben soll?"

„Du siehst zu schwarz, wie Andere zu hell," gab der Graf zur Antwort. „Ein Mann, welcher von

Dir nicht ermuthigt, eher zurückgewiesen und beleidigt, Dein Bild jahrelang im Herzen trägt, muß eine ehrenvolle Ausnahme bilden. Er hat die Stätigkeit und Ausdauer seiner Neigung in einer langen und harten Probe bewährt. Hugo —"

„Es ist wahr," fiel Cornelia ihm in's Wort. „Ich habe ihn verletzt, ignorirt — sogar verachtet. Woraus schöpft er solche Liebe, solche Geduld? Hätte ich ihn mit aller Selbstaufopferung aus allen möglichen Gefahren geführt, ihm das Leben gerettet und noch das Herz dazu geschenkt — ja, dann könnte ich solche unerschütterliche Anhänglichkeit begreifen — und doch könnte ich nach dem Allem auch seinen Undank und jede Art von Verrath begreifen!"

„Oho!" rief der Graf. „Du sprichst seltsam! Undank ist freilich nur zu oft der Welt Lohn, und doch muß es auch Edle und Dankbare geben, denn, wahrlich, die Undankbaren hätten dieses Sprichwort nicht erfunden! Doch lassen wir das! Ich dränge Dir keinen Mann auf. Es ist Deine Sache, Hugo zu verwerfen oder in Gnaden aufzunehmen. Ueberlege aber und prüfe. Diese Hand ist frei —" er hatte Cornelia's Hand ergriffen und streichelte sie freundlich, „ich denke gewiß nicht daran,

sie unwürdig zu verschleudern, ich weise nur auf Dein Wohl freimüthig und gewissenhaft hin!"

Nach dieser Unterredung, welche Cornelia so bedeutsam umgestimmt gezeigt hatte, durfte der Graf mit seinem kecken und intriguenvollen Vorgehen gewiß zufrieden sein. Er konnte sich der Hoffnung hingeben, daß der fortgesetzte Druck, bald leiser, bald stärker ausgeübt, in kürzester Zeit den beabsichtigten Erfolg herbeiführen werde.

Gleichzeitig, während diese Scene auf dem Zimmer des Grafen vor sich ging, hatte der alte Fürst seinen Sohn in sein Arbeitszimmer hinaufgerufen, obwohl die Antichambre von einem Audienzen suchenden Haufen ganz belagert war.

Es war ein enges Gemach, in welches Hugo eintrat, das durch die dunkelrothen Tapeten, die immer zugezogenen Gardinen, die schwarzen Ebenholzmöbel den Eindruck finsteren Ernstes machte. Ein dicker wolliger Teppich von dunkler Farbe bedeckte den ganzen Boden und machte jeden Schritt unhörbar. Kostbare Schwerter und einzelne Rüstungsstücke waren rechts und links an der Wand in Gruppen geordnet, ein Schrank mit prachtvollem Schnitzwerk enthielt die,

wie es schien meist aus alten Büchern bestehende Handbibliothek, während einzelne Folianten nebst Papieren und Akten auf den Tischen, von reicher Mosaikarbeit, herumlagen.

Nicht viel anders mochte das Wohnzimmer eines alten gelehrten Cardinals im Mittelalter ausgesehen haben.

Der alte Fürst saß vor einem Sekretair, über welchem eine alt-byzantinische, von sieben Schwertern durchbohrte Mutter Gottes, in einem breiten, vergoldeten Rahmen eingefaßt, hing, und sah noch strenger und finsterer als gewöhnlich aus.

„In wie viel Tagen," fragte der Vater kurz und gemessen, „hast Du Deine Reise nach St. Petersburg anzutreten?"

„O, dahin ist's noch weit," erwiderte der Sohn, in der ihm eigenen nonchalanten Weise. „Inzwischen kann sich noch mancherlei ändern."

„Es soll sich nichts ändern," sagte der alte Fürst kurz, mit einem bedeutungsvollen Ernst.

„Du ahnst nichts!" rief Hugo, ohne die Worte und Mienen des Vaters auf seine liebesseelige Stimmung influenziren zu lassen. „Es entsteht so-

gar die Frage, ob ich überhaupt nach Petersburg gehe."

Er lachte.

„Du irrst," versetzte der alte Fürst, die Stirn runzelnd. „Ich habe Dich hergerufen, um Dir zu erklären, daß Du noch heute, ehe es Abend geworden, abgereist sein mußt, und solltest Du vorerst kein anderes Ziel haben, als Enzdorf zu verlassen."

„Was ist das?" rief Hugo unermeßlich erstaunt, und konnte kein Wort mehr vorbringen.

„Du hast meine Ordre gehört und dabei bleibt es!" sagte der Fürst.

„Aber — ich begreife nicht," stotterte Hugo, während er vergeblich nachdachte, welcher seiner Streiche dem Vater nachträglich zu Ohren gekommen sein könne und ihm die Ungnade desselben zuziehe. „Du jagst mich ja gerade so fort, wie wenn ich etwas angestellt hätte?"

„Wenn ich noch hinzufüge," sagte der alte Fürst in demselben strengen Ernst, der eher wuchs, als abnahm, „daß Du vor Deiner Abreise weder dem Thieboldsegg, noch seiner Tochter Adieu sagst, ja jede Zusammenkunft mit einem von Beiden vermeidest, wird Dir Alles klar

geworden sein, daß Du Dir alle weiteren Anfragen ersparen kannst."

„Jetzt verstehe ich erst recht nichts!" rief Hugo mit einem Erstaunen, das die höchste Verblüffung erreichte. „Ich falle aus den Wolken."

„Wenn Du meine Absicht noch immer nicht verstehst," erwiderte der alte Fürst mit Achselzucken, „so gehorche meinem Befehle und reise mit Gott."

„So dumm bin ich am Ende doch nicht," rief Hugo, „daß ich nicht merkte, wo das hinaus soll, aber warum ich so schnell verschwinden und gleichsam durchbrennen soll, darüber zerbreche ich mir den Kopf umsonst!"

„Du weißt jetzt eben genug," erwiderte der alte Fürst trocken. „Die Zeit wird nicht ausbleiben, wo Du die Gründe meiner Ordre erfahren und mir für die bewiesene Vorsorge Deinen Dank abstatten wirst!"

„Mir dreht sich der Kopf!" rief Hugo. „Als ich halb und halb gegen diese Heirath war, hast Du mich dazu gezwungen. Jetzt, da ich soweit gekommen bin, daß Alles so gut wie in's Reine gebracht ist, befiehlst Du mir Kehrtum zu machen. Das reime zusammen, wer kann!"

„Durch die Worte selbst, die Du jetzt gesprochen," versetzte der alte Fürst, „beweisest Du, wie sehr Du noch immer der väterlichen Leitung und Ueberwachung bedarfst. Wenn ich Dich dahin gehen ließe, wo Du hineintappen willst, würdest Du erst an Umkehr denken, wenn Du in der Falle lägst. Kurz und gut! Aus der Heirath mit Thieboldseggs Tochter kann nun und nie etwas werden!"

„Das aber wirst Du nicht läugnen," entgegnete Hugo, „daß ich dabei, so zu sagen, zum Narren gehalten werde. Ich bin in das Mädchen rasend verliebt —"

„Ich kann Dir nicht helfen," sprach der alte Fürst. „Hätte ich früher gewußt, was ich jetzt weiß —"

„Aber, mein Gott," unterbrach ihn der Sohn ganz verzweifelt, „wie soll ich Dein Benehmen bezeichnen? Du nimmst den Thieboldsegg auf's freundlichste auf, Du siehst mich Cornelien auf Schritt und Tritt nachlaufen, Du duldest, ja Du begünstigst es scheinbar —"

„Hätte sich Thieboldsegg rühmen sollen," fuhr der Fürst sich stolz emporrichtend auf, „daß er den Erben eines Hauses, wie das unsrige, einen Kronenburg als Schwiegersohn zurückgewiesen, und ist es nicht vielmehr

in der Ordnung, daß wir, endlich von seinem vieljährigen Doppelspiel ermüdet, ihn fahren lassen und ihm den Fußtritt geben?"

„Du irrst Dich in ihm," protestirte Hugo mit warmer Theilnahme für den Grafen. „Niemand hat eifriger als er diese Verbindung gesucht und erstrebt. Niemand wäre unglücklicher als er, wenn sie nicht zu Stande käme. Ich bin Zeuge seiner tiefen Zuneigung und Anhänglichkeit an Deine Person und wollte mich mit Jedem, der das Gegentheil davon behauptete, auf der Stelle schlagen!"

„Du kennst ihn schlecht," sagte der alte Fürst mit mitleidigem Lächeln. „Du hast den diplomatischen Cursus in der That nöthig, um Deine Menschenkenntniß zu vermehren! Thieboldsegg mich lieben! Lächerlich! Er haßt mich vielmehr, verachtet mich eher wegen meiner Bigotterie, wie er es nennt! Doch nicht aus diesem Grunde sind wir von heute an geschiedene Leute. Frage nicht weiter und reise in Gottes Namen!"

„Das wäre recht schön," meinte Hugo, „wenn ich nur beim Einsteigen in den Wagen mit einem Schlage auf meine Brust auch meine Liebe todtschlagen könnte."

„Plappere nicht so thöricht!“ rief der Fürst mit finsterer Ungeduld. „Das Mädchen ist Deiner unwürdig, ehrvergessen, aus der Art geschlagen —“

„Das muß Dir,“ fuhr es aus Hugo heraus, „irgend ein gemeiner Lump eingeblasen haben, den ich —“

„Ruhig!“ herrschte ihn der Vater an. „Es ist gleichgültig, ob die Röhrenleitung von Eisen oder Gold, wenn sie nur das Wasser der Wahrheit ungetrübt bringt. Ich habe Beweise, zerschmetternde Beweise! Darauf kommt Alles an! Das Mädchen ist in meinen Augen gerichtet. An dem Tage, an welchem ich es in unsere Familie eintreten lasse, werde ich auch Carola's Schmach vergessen und dieses Geschöpf, dessen Namen ich aus meinem Gedächtniß tilgen möchte, feierlich aus der Fremde abholen und Deiner Mutter in die Arme legen!“

„Cornelia!“ rief Hugo ganz bestürzt. „Hoffentlich habe ich ein Recht, zu erfahren, wessen man sie anklagt?“

„Ganz wie Carola,“ murmelte der Fürst im Kabinet auf- und abgehend, vor sich hin, „ganz wie Carola! Was zu dem Vergleiche noch fehlt, wird noch die nächste Zeit bringen und hinzuthun, verlasse Dich

darauf. Wir werden vom alten Thieboldsegg getäuscht, schändlich getäuscht; er weiß um Alles! Er will Dir die Entartete anhängen und seine häusliche Schmach mit dem reinen Glanze unserer Fürstenkrone überkleiden! Das kann mir geschehen! Mir! Bei dem Gedanken muß sich Dein Herz mitempören und die unwürdige Liebe weit von sich, weit in den Staub schleudern!"

„Ich bin außer mir!" rief Hugo, der in seinen Ansichten ganz irre geworden war, denn der Glaube mußte in ihm Eingang finden, daß die ernsten und bestimmten Erklärungen seines Vaters nicht so ganz aus der Luft gegriffen sein konnten. „Kannst Du diese Behauptungen verbürgen?"

„Meine Hand darauf!" sprach der Vater, die Rechte seinem Sohne reichend. „Carola, Carola! Du weißt genug!"

„Das hätte ich nie geglaubt!" sagte Hugo, den Kopf niedergeschlagen hängen lassend. „Bin ich denn noch immer ein solcher Vertrauensgimpel?"

„Du wirst mehr hören, lieber Hugo," sagte der alte Fürst, seinem Sohn freundlich auf die Schulter klopfend. „Jetzt gehe zur Mutter hinüber; sie weiß

Alles, billigt, wie sich von selbst versteht, Alles. Wie bemerkt, Du weichst sogar dem Grafen aus, sollte Dir ihn aber der Zufall, den ich nicht herbeiwünsche, in den Wurf bringen, so nimm Dich zusammen, zeige keine Schwäche, kehre ihm den Rücken und entferne Dich mit einer verachtungsvollen Demonstration."

„Ich muß gestehen, daß mir der Kopf wirbelt," sagte Hugo im Abgehen, während sich der gewaltige Umschlag in seinem Innern schon stärker und stärker geltend machte.

„Mein Sohn," sagte der alte Fürst, Hugo nachgehend und ihn an der Thür aufhaltend, „ich bin für das Opfer, das Du mit so männlichem Muthe Deiner und unserer Ehre zu bringen im Begriffe stehst, nicht blind und taub; ich werde es zu schätzen wissen. Ich stelle Dir frei, wohin Du vorerst gehen willst."

„Am liebsten gleich nach St. Petersburg," gab der Sohn nach einigem Nachdenken zur Antwort. „In dem großartigen Leben einer Stadt, welche noch obendrein für mich den vollen Reiz der Neuheit hat, wird es mir am leichtesten gelingen, mir diese ganze Geschichte aus dem Kopfe zu schlagen! Es fängt aber auch eine Wuth gegen diesen Thieboldsegg sich in mir

zu regen und zu rühren an, daß ich meine Verblendung von vorhin gar nicht begreife . . ."

Er ging zur Thür hinaus. Der alte Fürst begab sich wieder an seine Tagesgeschäfte.

Graf Thieboldsegg, der Hugo im Laufe des langen Morgens von Augenblick zu Augenblick sehnsuchtsvoll erwartet hatte, fand es wohl auffallend, den jungen Fürsten weder bei sich, noch bei Cornelia erscheinen zu sehen. Er hatte sich sogar schon einige Mal aufgemacht, um ihn aufzusuchen, aber ihn nirgends gefunden.

In dieser beständigen Erwartung, welche zwar eine spannende war, aber nichts im Geringsten Beunruhigendes für ihn hatte, war die Zeit zur Mittagstafel zu gehen gekommen.

Die Tochter am Arm war er im Speisesalon erschienen.

Obwohl es draußen noch heller Tag, war hier Alles schon wie für die Nacht hergerichtet. Die Fensterladen waren fest geschlossen, die schweren doppelten Damastvorhänge aus ihren vergoldeten Spangen gelöst. Die Kerzen an den Wandleuchtern waren angesteckt und auf der Tafel funkelte, von mindestens

zwanzig Wachskerzen beleuchtet, das schwere alte Silbergeschirr, von welchem sicherlich schon mancher berühmte Potentat gespeist.

Ein unheimlicher Ernst herrschte auch hier und nicht nur auf den Gesichtern der alten grauhaarigen Diener, die mit Kniehosen, weißen Strümpfen und Schnallenschuhen wie zu einer feierlichen Ceremonie herumstanden.

Der alte Fürst, von einer Gruppe von Gästen umgeben, mit welchen er eifrig conversirte, sah den Grafen von Weitem kommen und nickte ihm wie gewöhnlich auf gemessene steife Weise entgegen.

Da der Graf den jungen Fürsten auch sogar hier nicht traf, näherte er sich nach einer Weile dem alten Kronenburg, welcher eben ganz gelegen stand und fragte auf das Argloseste:

„Wo steckt denn heute unser Hugo? Ich vermisse ihn —"

„Er ist nach St. Petersburg abgereist," gab der Fürst mit entsetzlicher Ruhe zur Antwort.

„Beinahe sollte man es meinen!" warf der Graf hin, welcher der erhaltenen Antwort einen nur humoristischen Sinn beilegte.

„Nein, nein, im Ernst," versicherte der alte Fürst

und fügte mit einem zwar gelassenen, aber feindseligen Tone hinzu: „Sie hätten mir eine große Verlegenheit erspart, wenn Sie die Frage nicht gestellt hätten — am Ende auch Ihnen selbst! Mein Sohn ist hinter Ihr Gaukelspiel gekommen und denkt mit Entrüstung daran. Ich billige sein Betragen vollkommen."

Wie von einem Blitzstrahle aus heiterem Himmel betäubt, stand der Graf noch da, als sich der alte Fürst entfernte und im Begriff war, mit seinen Gästen zur Tafel zu gehen. Er hatte aber noch Zeit, seiner Tochter einen Wink zu geben und mit ihr eilig den Saal zu verlassen.

„Wir müssen auf der Stelle abreisen," sagte er draußen auf dem Corridor zu Cornelia. „Mach' Dich zurecht!"

Ohne einer ihrer Fragen Rede zu stehen, eilte er in den innern Hofraum hinab, um seinen Leuten die Ordre zur Abreise zu ertheilen.

Als er auf dem Rückwege rasch um eine Ecke bog, kam ihm ein Mann in den Wurf, welcher offenbar die Absicht hatte, ihm auszuweichen, aber von ihm erkannt und scharf in's Auge gefaßt, stillstehen bleiben mußte.

Es war Burda.

„Was machen Sie hier?“ fragte der Graf, dem unheimlichen Gesellen nicht ohne eine böse Ahnung und Vermuthung in die Augen blickend.

„Ich bin so glücklich,“ gab der Spion zur Antwort, „bei Seiner Durchlaucht dem Fürsten von Kronenburg Gnade gefunden zu haben, so daß es mir nicht schwer fallen wird, durch seine Verwendung eine feste Anstellung zu erlangen. Aufrichtig gesagt, ich habe mich schon längst nach einem soliden Geschäfte gesehnt. Die handwerksmäßige Angeberei habe ich wirklich für immer satt, ich habe nicht das Herz dazu, denn, sehen Sie, Excellenz, ich bin, mit einem Worte, zu gemüthlich . . .“

„Es würde mich wahrhaft freuen,“ erwiderte der Graf, „wenn es wahr wäre, daß Sie wirklich kein solcher Spitzbube sind, wie ich meine.“

Er ließ ihn stehen und flog treppauf. Ihm schien nun Nichts näher zu liegen, als daß sein ehemaliger Spion die Waffen gegen ihn gekehrt habe.

Eine Stunde später war der Graf mit seiner Tochter auf der Rückreise nach Wien.

Fünftes Kapitel.

Läßt Blicke in das Prozeßmaterial von Pesth thun.

Obwohl inzwischen die Untersuchung gegen Bruno Haldenried mit militärischem Eifer fortgeführt worden war, nahm sie dennoch einen verhältnißmäßig langsamen Fortgang. Die bisherige Haltung des Angeklagten, welche nicht einmal den juridisch nöthigen Nachweis möglich machte, daß er überhaupt je in Kraßnitz gewesen, und die große Entfernung des Schauplatzes, auf welchem das in Frage stehende Verbrechen verübt worden war, drohten den Prozeß in die Länge zu ziehen und beinahe aussichtslos zu machen, als plötzlich durch das freiwillige Auftreten des Grafen von Thieboldsegg ein Wendepunkt eintrat, welcher den Untersuchungsrichtern höchst erwünscht war, aber dem Angeklagten höchst verhängnißvoll werden konnte.

Letzteres Factum ist bereits aus der Erzählung des Rittmeisters Haldenried nach dessen Rückkehr von Pesth bekannt; eben so klar liegen die Motive, welche den Grafen dabei geleitet, vor.

Es wird jetzt an der Zeit und am Platze sein, den neuen Boden, auf welchen Bruno gedrängt worden war, zu betreten und dem Leser die nächsten Resultate vor die Augen zu führen, indem die Darstellung derselben das Ergebniß der unmittelbar daraufhin vorgenommenen Verhöre zusammenfaßt und ein kurzes, aber wesentlich genaues Gesammtbild aufstellt.

Es war für Bruno keine kleine Ueberraschung, als ihm gleich beim Eintreten in den Gerichtssaal vom Vorsitzenden eröffnet wurde, daß nunmehr endlich sein Aufenthalt im Schlosse zu Kraßnitz eine von unverwerflichen Zeugen sichergestellte Thatsache sei, durch deren fernere Abläugnung der auf ihm ruhende Verdacht nicht hinweggeräumt, sondern im verstärkten Maaße gegen ihn erhoben werden müsse. Diese Eröffnung war gleichzeitig von der Anführung von Daten begleitet, welche keinen Zweifel darüber aufkommen ließen, daß die Angaben aus dem Munde einer eingeweihten und ihm nicht unbekannten Person stammen.

Sein erster Gedanke fiel auf den alten Koß. Der Kreis war so eng, in welchem er zu wählen hatte, daß kaum eine andere Annahme möglich schien. Bruno hatte eigentlich nicht Unrecht dabei, denn daß der Graf erst von Leonie aufmerksam gemacht worden war, ehe er an die Ausforschung des alten Kammerdieners gegangen, konnte er nicht voraussetzen. Für eine solche Verrätherei schien ihm Leonie nicht tief genug zu stehen.

Koß war der rechte Mann, dessen Engherzigkeit und Kleinmuth sich irgendwo verplappert oder zu Geständnissen hatte pressen lassen. Nur von ihm allein konnte auch all' das Detail der Angaben, welche der Vorsitzende specialisirt hatte, ausgegangen sein.

„Ja, ich habe mich im Kraßnitzer Schlosse aufgehalten," hob Bruno, seine neue Lage acceptirend, mit ruhigem Muthe an. „Ich habe es nicht geläugnet, weil ich eine Schuld zu verhehlen habe, sondern weil ich fest entschlossen war, jene Hand, welche mich beschützte, für ihre edelmüthige That keiner Verantwortung auszusetzen. Ich habe es, wie ich nun erfahre, nicht verhindert, aber mir fällt dabei wenigstens nicht meine Schwäche und mein Undank zur Last."

„Diese Erhebung hatte," entgegnete der Vorsitzende,

„für das Gericht an und für sich keinen Werth. Sie wäre nur nöthig, um Sie auf den Weg zu bringen, daß Sie alle Vorgänge mit allen Umständen dem Gerichte bekannt machen, welche zwischen Ihrem heimlichen Entweichen aus dem gräflichen Schlosse bis zu Ihrem Uebertritt der österreichischen Grenze liegen."

„Diese Begebenheiten sind schon alt," ergriff Bruno das Wort, „aber ich fürchte nicht, daß ich bei ihrer Erzählung von meinem Gedächtniß im Stich gelassen werde, denn jede Minute jener Nacht hat sich mir mit ihrer qualvollen Unruhe wohl für mein ganzes Leben eingebrannt. Ich beginne. Der Zeuge, welchem das Gericht die neuesten Enthüllungen über mich zu verdanken hat, wird bestätigen, daß ich mein Asyl nur kurze Zeit benutzen wollte und schon am zweiten oder dritten Tage die Weiterreise anzutreten gesonnen war. Dieser Entschluß, dessen dringende Nothwendigkeit nicht weiter erklärt zu werden braucht, wurde nur aus Gründen der Vorsicht hinausgeschoben, ohne daß ich ihn auch nur einen Augenblick lang vergaß. Mein Asyl war ja nicht so ruhig und sicher, daß ich mich der Sorge entschlagen konnte, dort überrascht und entdeckt zu werden. Für einen solchen extremen Fall

hatte ich zwei Auswege für meine Flucht aufgefunden, von deren einem ich bei meinem schließlichen Entweichen Gebrauch machte."

„Durch welchen äußeren Anlaß," unterbrach ihn der Vorsitzende, „wurden Sie zur Ausführung Ihrer Flucht gedrängt?"

„Ich war nicht eben, was man so nennt, gezwungen," erwiderte Bruno, „in jener Nacht das Schloß zu verlassen. Ich hielt die Gelegenheit für günstiger als bisher und hatte den plötzlichen Einfall sie zu benützen."

„Sie sind also aus freiem Entschlusse gegangen?" sagte der Vorsitzende. „Da muß es auffallend erscheinen, daß Sie Niemandem Ihre Absicht zuvor vertraut haben. Der alte Kammerdiener Koß war kurz vor Ihrem Verschwinden bei Ihnen. Man kann nicht begreifen, warum Sie jede fremde Mithilfe verschmäht haben sollten!"

„Ich hielt zwar Mithilfe für nützlich," erwiderte Bruno, „aber nicht für möglich. Was Koß betrifft, so hätte mir sein Mitwissen eher geschadet, als geholfen, denn er ist ein ängstlicher und verzagter alter Mann. Wenn ich mich recht entsinne, stand nicht ein=

mal mein Entschluß zu fliehen, fest, als er sich bei mir befand. Wie ich mich erinnere, kamen meine ersten ernsten Fluchtgedanken zum Ausbruch, als aus dem Marktflecken ein ungewöhnlicher Lärm zu mir heraufdrang, welchen ein Brand in einer benachbarten Ortschaft veranlaßt hatte. Als ich, an's Fenster tretend, den mächtigen Feuerschein am Westhimmel sah, war ich im Nu marschbereit, um den Tumult zu benutzen, welcher in Kraßnitz zu herrschen schien. Das Thürschloß der Wendeltreppe, welche aus dem alten Schlosse in den bewohnten Theil des Gebäudes und von da in's Freie hinausführte, verstand ich auch ohne den Besitz eines Schlüssels zu öffnen. Ich hatte nämlich schon früher, auf einen ähnlichen Fall gefaßt, in einem müßigen Augenblick die Erfahrung gemacht, daß sich das Schloß durch einen energischen Daumendruck von innen zurückschieben und öffnen lasse. Nachdem ich so viel als möglich alle Spuren meiner bisherigen Anwesenheit hinter mir vertilgt hatte, brach ich auf und gelangte auf dem bezeichneten Wege unbemerkt in's Freie. Die Nacht war sternenhell. In der Schloßallee angekommen, war ich unentschlossen, wohin ich meine Schritte lenken solle, da ich vollstän-

dig ortsunkundig war. Ich hielt es daher für das sicherste, vorerst in die Mitte des Marktfleckens hineinzugehen und mich dort, wo meine Erscheinung im Haufen zusammengelaufener Menschen am wenigsten auffallen könne, über die einzuschlagende Richtung zu erkundigen. Ehe ich auf den Marktplatz hinabgelangt war, hatte sich der Feuerschein am Himmel fast verloren und ich sah überall Gruppen von Leuten zusammenstehen, während schon gleichzeitig von der Richtung der Brücke her die Volksmenge zurückzuströmen begann. In der Absicht, einige Nachfragen zu riskiren, war ich vor einem Eckhause stehen geblieben. Es war ein Wirthshaus, wie ich auf den ersten Blick bemerkte, dessen Namen ich aber nicht anzugeben vermag. Da kam ein Gensd'arm an mir vorüber, fixirte mich, als ob er mich schon anreden wollte, ging aber weiter, nicht jedoch ohne sich noch ein paar Mal nach mir umgesehen zu haben. Ich zog mich unwillkürlich in den Flur des Wirthshauses zurück, um seinen Augen zu entschwinden, falls er gleich wieder zurückkehren solle. Dort kam mir eine bejahrte Person, welche ich für die Kellnerin halten mußte, mit einem Licht entgegen und fragte mich kurz,

was ich wolle. Ich erwiderte, daß ich hier übernachten möchte. Ich folgte ihr in die Wirthsstube, welche schon von allen Gästen verlassen war und nachdem ich mich auf ihre Aufforderung in's Fremdenbuch eingeschrieben, wurde mir ohne weiteren Anstand die Schlafstube angewiesen."

„Welchen Namen," fragte der Inquirent, „haben Sie in's Fremdenbuch eingetragen?"

„Darauf entsinne ich mich nicht recht," gab Bruno zur Antwort, „doch weiß ich ganz bestimmt, daß ich mich für einen Sparkassenbeamten ausgegeben habe. Ich begab mich hinauf in das obere Stockwerk. Ein ganz junges, etwa vierzehnjähriges Mädchen leuchtete mir voran. Als mir die Stube geöffnet wurde, bemerkte ich auf der nächsten Thür eine elegant aussehende Visitenkarte, welche dort angeheftet war und den Bewohner bezeichnete. Ich trat näher und las:

Julius Werner

k. k. Oberlieutenant.

Mein Erstaunen war unermeßlich, aber ich gab es nicht kund und trat in meine Stube, um ein Gespräch mit dem Mädchen anzuknüpfen."

„Kannten Sie Julius Werner?" fragte der Richter.

„Ich kannte ihn," versetzte Bruno. „Ich habe ihn in Wien vor dem Ausbruche der Oktoberrevolution im Jahre Achtundvierzig mehrmals gesprochen. Näher kannte ich ihn eigentlich nur durch die Berichte meiner Freunde und Gesinnungsgenossen, weniger durch meine eigenen Beziehungen. Von dem Mädchen, welches nur sehr nothdürftig deutsch sprach, erfuhr oder errieth ich vielmehr etwa Folgendes: Sie sagte, daß Werner seit einigen Tagen da sei und bald wieder abreisen werde, daß er in der Regel erst nach Mitternacht heimkomme und dergleichen Kleinigkeiten mehr. Ich ließ mir nun sein Aussehen so genau als möglich beschreiben, denn ich konnte den Sprung nicht vermitteln, daß der ehemalige Barrikadenkämpfer ein kaiserlicher Soldat geworden sei. Die Personsbeschreibung stimmte überein, konnte aber doch nur allzu vag sein, um mir die volle Sicherheit zu gewähren. Die Sache war für mich von der größten Wichtigkeit. Ich war überzeugt, daß ich an Werner, wofern dieser wirklich mein Wiener Bekannte sei, einen Freund in der höchsten Noth gefunden, welche Veränderungen auch an seinem äußeren Schicksale vorgegangen sein möchten.

Als ich allein war und im vollen Anzuge auf's

Bett geworfen, weiter darüber nachdachte, hörte ich Jemanden die Treppe hinaufeilen und bald war kein Zweifel, daß es dem deutlich vernehmlichen Säbelgerassel nach, Werner sein müsse. Ich sprang rasch empor, um ihn beim Oeffnen der Thüre wie zufällig zu Gesicht zu bekommen. Leider war er in demselben Augenblicke, eben als ich zur Thür hinausgetreten war, mit größter Hast in seiner Stube verschwunden. Es war sehr still im Hause, auch hatte sich das Geräusch draußen fast gänzlich gelegt. Ich konnte genau hören, wie mein Nachbar seine Kleider ablegte, um sich, meiner Meinung nach zu Bette zu verfügen. Ich war in einem großen Kampfe mit mir selbst, ob ich eintreten und den gewagten Schritt thun oder nicht thun solle. Während ich noch von großer Unruhe verzehrt, hin und herschwankte, polterte es noch immer im Nebenzimmer heftig herum. Plötzlich wurde die Thür aufgerissen und gewaltig wieder zugeschlagen. Ich hörte den Nachbar die Treppe wieder hinabeilen. Da er weder mit dem Schlüssel zugeschlossen hatte, noch den Säbel umgeschnallt zu haben schien, was ich daraus schließen mußte, weil sich sonst das Säbelgeklirr vernehmbar gemacht hätte, nahm ich an, daß

er noch unten einen Auftrag, den er vergessen, zu ertheilen habe, in allen Fällen aber früher oder später zurückkommen werde. Von diesem Moment an stand ich, das Licht in der einen, die Thürklinke in der anderen Hand an der Schwelle, um gleich bereit zu sein, zu öffnen, sobald er erscheinen werde. Es waren schreckliche Minuten der Erwartung, aber es sollten ganze Stunden so hingehen! Er kam nicht wieder. Mitternacht war längst vorüber. Zum Hinsinken müde, setzte ich mich auf einen Stuhl dicht an die Thüre und stellte das Licht zu meinen Füßen auf den Boden. Stunde um Stunde verging — er kam noch immer nicht. Ich erschöpfte mich vergebens in Vermuthungen über sein Ausbleiben und mußte endlich die Frage an mich stellen, was aus mir werden solle, wenn der Erwartete nicht vor Morgen zurückkäme oder nicht der wahre Werner, sondern nur sein Namensvetter wäre. Die ganze Gefahr meiner Situation trat mir wieder vor die Augen. Ich mußte handeln, rasch handeln, wenn ich die kostbare Zeit nicht vertrödeln wollte. Die Sonne konnte bis zum Aufgange nicht mehr sehr weit haben, ein weißgrauer Lichtschimmer fing schon die Sterne zu überfloren an.

Da entschloß ich mich zu dem nicht wenig bedenklichen Schritte, in das Zimmer des Nachbars zu treten und nachzusehen, ob sich nicht aus irgend einem daliegenden Briefe, oder sonst einem Schriftstücke die Gewißheit entnehmen lasse, nach welcher ich so dürstete. Mit dem Gefühle eines einbrechenden Diebes betrat ich das fremde Zimmer. Der Säbel und die Uniform waren das erste, was mir in die Augen fiel: die einzelnen Stücke derselben lagen in wilder Unordnung umher. Das Bett war unberührt. In dem Augenblick vernahm ich eine Menschenstimme. Ich blies das Licht rasch aus und horchte. Die Stimme kam hinten aus dem Hofe. Beruhigt wollte ich wieder anzünden und tappte nach Schwefelhölzchen herum, als ich wieder von Tritten, schweren, schlürfenden Tritten, welche von der Treppe herüberdrangen, aufgeschreckt wurde. Es war nicht möglich, die fremde Stube zu verlassen, ich verriegelte sie. Da klopfte es langsam, aber sehr stark. Ich wußte nicht, was thun, ich schwieg, hatte ohnehin kaum einen Laut in der Kehle.

Da rief es draußen: „Stehen Sie auf, Herr Oberlieutenant, stehen Sie auf!“ — Ich faßte mich

und sagte die Stimme eines Verschlafenen nachahmend: „Ist es denn schon so spät? Was giebt's?" — „Der Fuhrknecht ist da," lautete von draußen die Antwort, „nach Uhlitz ist es weit." — „Gleich, gleich," rief ich ihm zu, wiewohl ich kaum noch wußte, was ich thun werde. Sobald ich allein war, erhellten sich meine Gedanken. Ich begriff, daß das Fuhrwerk mit der beabsichtigten Abreise des Offiziers, über welche das kleine Mädchen einige Worte hatte fallen lassen, im Zusammenhange stehe und daß es jetzt von meinem Glücke abhänge, die sich mir so lockend darbietende Gelegenheit zum Entkommen zu benützen. Alles, was ich thun oder lassen mochte, war ja nicht schlimmer, als die Lage, in welcher ich angstvoll schwebte. Mich konnte ja ohnehin nur ein immenses Wagniß herausreißen! Da zündete ich das Licht wieder an und fing an, die Uniform anzulegen. Sie paßte mir, wie auf den Leib geschnitten. Dieser kleine Umstand ermuthigte mich so sehr, daß ich die Besorgniß vergaß, daß der wahre Besitzer, welcher, wie ich meinte, vielleicht eine lustige Nacht unter seinen Waffengefährten verbracht, in der letzten Stunde erscheinen und mich noch am Wagenschlage ertappen und anhalten könne.

In den weiten Paletot eingewickelt, den Kragen heraufgeschlagen, den Säbel umgeschnallt, ging ich mit hochstürmendem Herzen zur Stube heraus. Auf der Treppe traf ich noch den Hausknecht, welcher mir entgegenkam, sich arglos für das gereichte Trinkgeld bedankte und mir eine glückliche Reise wünschte. Mit wenigen Sätzen war ich im Wagen und fuhr davon. Ich sprach noch immer kein Wort, die noch fortwirkende Aufregung ließ mich fürchten, daß der Fuhrmann Verdacht schöpfen und daß mir der Officier oder gar der Gensd'arm nachgejagt kommen werde. Als wir etwa eine Stunde Wegs gefahren waren, sah ich eine Kreuzstraße. Ich benutzte die Gelegenheit, den Kutscher auszuforschen, ob er mich wirklich auch bei näherer Betrachtung für den rechten Besteller des Wagens halte, damit er nicht vielleicht erst in einem kritischen Moment, in Gegenwart von Leuten auf seinen unterschobenen Passagier aufmerksam werde. . . . . Dieser Sorge war ich bald enthoben. Der Mann sprach unbefangen mit mir und sah mich mit allem Vertrauen an. Ich erkundigte mich aber auch erst, wo Uhlitz liege, denn bis dahin hatte ich noch keine Ahnung, wo ich hingebracht werde. Da erfuhr ich, daß ich

durch die lange Fahrt der Landesgränze nicht eben sonderlich näher dirigirt werde, aber die Hauptsache für mich war, weit von Kraßnitz fortzukommen. Ich hatte ja eine Kleidung, die nicht nur keinen Verdacht erregte, sondern denselben vielmehr entfernte, und überdies hatte ich in der Brusttasche der Uniform ein Papier gefunden, welches mich, wenigstens in den allernächsten Tagen, bis die Anzeige gemacht worden, sogar dann noch deckte, wenn ich von einer Sicherheitsbehörde angehalten werden sollte.

Es war der Urlaubsschein Julius Werner's.

Er bewährte sich auch bald darauf als ein schützender Talisman. Unser Wagen wurde von zwei berittenen Gensd'armen angehalten. Ich wurde zwar mit scharfen, argwöhnischen Augen gemustert, aber nach Vorzeigung der Urkunde unter höflichen Entschuldigungen weiter gelassen.

Darauf kam ich in Uhlitz ohne weitere Zwischenfälle an. Dort ließ ich mir von meinem Fuhrknecht einen Lohnkutscher — zum Schein — empfehlen und gab dabei meine weitere Reiseroute falsch an, um über meine Spuren von da ab irre zu führen. Nachdem ich den Fuhrknecht bezahlt hatte, reichlicher als —"

„Wo haben Sie sich das Geld verschafft?" fragte der Vorsitzende.

„Ich habe nach Kraßnitz über dreihundert Gulden mitgebracht," gab Bruno ruhig zur Antwort.

„Können Sie das irgendwie beweisen?" lautete die Frage.

„Dort habe ich nicht nöthig gehabt, meine Baarschaft Jemandem vorzuzeigen," war die Antwort.

„Können Sie also vielleicht angeben," fragte der Richter, „bei wem Sie das Geld erhoben haben?"

„O ja," sprach Bruno. „Auf meiner Flucht aus Ungarn war ich in einer kleinen mährischen Ortschaft, unfern von Brünn, ganz mittellos angekommen. Alle Versuche, Mittel aufzutreiben, waren gescheitert. Da traf ich, auf der Landstraße wandernd, einen Bauer, welcher einen leichten, mit Kohl beladenen Wagen führte, aber trotz der Ladung sehr rasch fuhr. Ich bat ihn, mich aufsitzen zu lassen, was er nach einigem Bedenken gewährte. Wir sprachen miteinander und sein Benehmen flößte mir ein solches Vertrauen ein, daß ich mich ihm als politischen Flüchtling zu erkennen gab und ihm alle Mittheilungen, die er wünschte, machte. Ich war nicht wenig überrascht, als er hier-

auf meine Hand ergriff, mich plötzlich nicht wie ein Bauer, sondern wie ein gebildeter Mann anredete und sich meinen Waffen- und Leidensbruder nannte. Es war ein ehemaliger Honvedoffizier, auch auf der Flucht und verkleidet, ein Edelmann aus der Gegend vom Plattensee, dessen Namen zu nennen ich nicht anstehe, da ich weiß, daß er in Nordamerika lebt. Er heißt Franz Kösty. Noch ehe ich ihm meine Noth geklagt hatte, kam er mir mit der Frage zuvor, ob ich nicht Geldhülfe nöthig habe? Ich gestand ihm meine Lage. Wir fuhren durch ganz Böhmen miteinander und als wir uns unweit von Kraßnitz trennten, wo er eine verheirathete Schwester hat, zog er eine nicht unbedeutende Baarschaft aus der Tasche. Ich mußte die Hälfte davon annehmen, wenn ich nicht wie ein Feind von ihm hätte gehen wollen. Der Betrag, den ich auf solche Weise erhalten, belief sich auf mehr als vierhundert Gulden."

„Sollten Sie nicht gehört haben," fragte der Vorsitzende mit zweifelnder Miene, „daß dieser obengenannte Franz Kösty nach Oesterreich zurückgekehrt ist?"

„Mit keiner Sylbe!" rief Bruno erstaunt, eigentlich mit Bestürzung. „Ich habe ihm gleich nach meiner Ankunft in Paris nach Newyork geschrieben und

meine Schuld bei ihm getilgt. Er hat mir geantwortet, ohne eine Absicht zur Rückkehr kundzugeben."

„Sollten Sie," fragte der Richter auf's Neue, „ebensowenig wissen, daß Franz Kösty, seitdem neuerdings wieder zur Untersuchung gezogen worden ist und sich während derselben den Hals abgeschnitten hat?"

„Entsetzlich!" rief Bruno mit allen Merkmalen einer aufrichtigen Bestürzung.

„Ich will annehmen," sagte der Vorsitzende, „daß Sie dies Alles nicht wissen, wiewohl Sie es während Ihres Aufenthalts in Paris recht gut in den Tagesblättern gelesen haben könnten. Dann ist es immerhin traurig, wenigstens Ihrer Sache nicht förderlich, daß sich die meisten Ihrer Aussagen nicht auf irgend eine Zeugenschaft oder auf thatsächliche Haltpunkte stützen, sondern nur auf Ihrer Glaubwürdigkeit beruhen. Ich gestehe, daß die Schilderung Ihrer Flucht aus Kraßnitz, wie wir sie eben gehört haben, zwanglos, natürlich, innerlich zusammenhängend lautet und an und für sich beurtheilt, vollkommen befriedigen könnte. Jede Handlung mit bestimmten, auseinander folgenden Facten kann sich aber auf zehn verschiedene Arten zugetragen haben, deren jede in sich bedingt

und innerlich-möglich, also glaublich ist. Dem Gerichte kann das nicht genügen. Es hat die Aufgabe, mit juridischer Evidenz festzustellen, welche von den verschiedenen Möglichkeiten eingetroffen ist, das heißt, wie eine Handlung sich ereignet hat und nicht anders hat ereignen können. Damit sind alle Mängel in Ihrer Erzählung bezeichnet. Sie erzählen ohne jeden Sprung, welcher stutzig machen, ohne jede Voraussetzung, welche beanstandet werden kann, aber Sie liefern auch nirgends und mit Nichts einen Beweis, daß alles das nicht auch anders vorgefallen sein könne. Für Alles und selbst für Ihre Wahrheitsliebe bürgt nichts. Sie haben ja auch schon früher eine glaubhafte Fluchtgeschichte erzählt! Sie erregen nirgends einen Widerspruch, aber Sie lösen auch keinen, Sie bleiben nur bei einer Angelegenheit, bei Ihrer eigenen stehen und berühren keinen der übrigen Vorgänge, welche gleichzeitig eingetroffen sein und zusammengewirkt haben müssen; ja, Sie scheinen denselben mit einer auffallenden Isolirung aus dem Wege zu gehen. Man hat nicht zu befürchten, einer inquisitorischen Voreingenommenheit beschuldigt zu werden, um es äußerst sonderbar zu finden, daß so viele dunkle und düstere Vorfälle in einer einzigen Nacht stattgefunden haben sollten, ohne daß ein Urheber

gedacht werden müsse, welcher bei Vollbringung derselben nicht einen bestimmten Zweck im Auge gehabt hätte. Das Gericht kann nicht annehmen, daß der Zufall so viel Thatsachen blind nebeneinander gestellt haben sollte, um Jemandem, welcher, wie Sie, von ungefähr des Weges dahergekommen, in der äußersten Noth einen Gefallen zu erweisen!"

„Diese Gunst ist allerdings seltsam," versetzte Bruno mit bitterer Ironie. „Es ist wenig werth, aus der Scylla in die Charybdis gestoßen zu werden."

„Sie sind der Einzige dem Gericht Bekannte," fuhr der Vorsitzende fort, „welchem das Verschwinden des Officiers zu Gute kommt. Sie waren in einer extremen Lage, Sie konnten zu extremen Entschlüssen leicht fortgerissen werden, ja selbst die harmlose Handlungsweise, welche aus Ihren Geständnissen zum Vorschein kommt, ist nicht normal, sondern extrem. Das Gericht muß nach wie vor fortfahren zu glauben, daß Sie eine Partie jener Nacht absichtlich verhüllt lassen, jedenfalls die wichtigste Partie. Es ist dies die Zeit zwischen zehn Uhr Abends, unmittelbar nach dem blinden Feuerlärm und vor oder nach Mitternacht, als Sie sich auf der Wirthsstube einsam befanden

und Werner, wie Sie sagen, gekommen und wieder fortgegangen war."

„Darüber habe ich Alles gesagt, was ich weiß," erwiderte Bruno kurz und ernst.

„Ihr Erscheinen im Wirthshause zur Kugel," sprach der Vorsitzende weiter, fällt der Zeit nach mit Werner's Abschied im Officierscasino völlig zusammen. Wenn Werner, wie man zuerst allgemein angenommen hat, von dort unmittelbar zum Fluß gestürzt wäre, um sich zu ertränken, so hätte dies alle Psychologie und Wahrscheinlichkeit für sich. Durch Ihre Behauptung ist diese freilich längst bezweifelte Annahme vollständig beseitigt und über den Haufen geworfen. Werner kann im Officierscasino keinen Selbstmord beabsichtigt haben; sein Erscheinen im Wirthshause, wo er wohnte, um seinen Anzug zu wechseln, läßt vielmehr die Annahme zu, daß sich seine Stimmung, wenn nicht gehoben und verbessert, doch seitdem verändert habe. Keinesfalls aber würde er blos nach Haus gekommen sein, um bürgerliche Kleidung anzuziehen, damit er nicht mit der Uniform im Wasser ende. Was aber erklärt auch die entsetzliche Eile, welche Sie schildern, beim Kommen, beim Umziehen

und Gehen? Es hat ihn keiner der Freunde im Orte erwartet, Keiner erblickt! Wohin ging er? Können Sie sich wundern, daß wir es frappant finden, er sollte die Kleider gewechselt haben, um es zu ermöglichen, daß Ihnen die Flucht durch die Uniform und den Urlaubsschein erleichtert werde und dann ganz verschwunden sein, um Ihnen sein Fuhrwerk zur freien Verfügung zu stellen?"

„Ich verharre bei allen meinen Aussagen mit vollkommenster Ruhe," gab Bruno zur Antwort, „und bedaure nur, daß der Schuldlosigkeit nicht immer dieselbe Anzahl von Argumenten zu Gebote steht, wie der Anklage und dem Argwohn!"

„Sie werden Ihre Meinung über das Verfahren gegen Sie ändern," versetzte der Vorsitzende, indem er nach einem Aktenstücke griff und fuhr, nachdem er flüchtig, wie zur Unterstützung seines Gedächtnisses hineingeblickt hatte, wieder fort:

„Wie Sie schon wissen, legt das Gericht das größte Gewicht auf die Aufhellung des kurzen Zeitraums, welcher zwischen der zehnten Stunde bis ungefähr der ersten nach Mitternacht liegt, und glaubt, wenn es ihm gelungen, hier Ermittelungen zu machen,

den Schlüssel zu allen Geheimnissen jener Nacht in Händen zu haben. Hier angeklagt, kann ich Ihnen eine darauf bezügliche Mittheilung aus den Akten von Kraßnitz machen. Dieselbe beruht auf den Aussagen zweier Zeuginnen, welche sich zur Zeit, als Julius Werner's Selbstmord in Zweifel gezogen zu werden anfing, freiwillig zur gerichtlichen Vernehmung gemeldet. Diese Aussagen sind so wichtig, daß sie die Basis des vorliegenden Processes mitbilden helfen.

Das Kind der Frau Barbara Meinhardt, der Gattin des Apothekers in Kraßnitz, war in jener Nacht sehr unruhig und die Mutter gezwungen, dasselbe stundenlang im Zimmer herumzutragen. Etwa um oder nach Mitternacht entschloß sie sich, die Dienstmagd Josepha Ruch zu wecken und sich von dieser ablösen zu lassen. Als die Dienstmagd gekommen war und schon mit dem Kinde im Arme in der Stube auf- und abging, setzte sich die Frau an's Fenster, um nach der langen Anstrengung ein bischen auszuruhen.

Von diesem Fenster ging, wegen der vorspringenden Lage des Hauses die Aussicht weit hinaus. Von der einen Seite sah man den Weg über den Markt bis gegen das Wirthshaus „zur Kugel,“ wo Sie über-

nachtet haben, und von der anderen die Straße, bis gegen die Johannisbrücke hin, unter welcher bekanntlich Julius Werner, und zwar auf der seichteren Uferstelle todt gefunden worden ist. Die Nacht war ziemlich dunkel, im Marktflecken Alles, wie gewöhnlich um diese Zeit, todtenstill. Da bemerkte Frau Barbara Meinhardt, daß Jemand unweit vom Wirthshause „zur Kugel" sehr langsam herabkomme. Derselbe konnte zwar auch an „der Kugel" nur vorübergegangen sein, aber es widerspricht auch Nichts der Möglichkeit, daß er von dort gekommen sein könne. Als er sich ein wenig genähert hatte, war die schwarze Schattengestalt eines Mannes zu erkennen, welcher eine Last auf dem Rücken trug. Die Last schien sehr schwer zu sein, nach dem Umfang zu schließen, da sie ihm von der Achsel bis tief unter die Kniee niederhing und seinen Gang sehr erschwerte . . .

Der Frau fiel dabei auf, daß der Mann jenseits der Marktrinne, auf der holprigsten Stelle fortgehe, als ob er die Absicht habe, im Schatten der Häuser weniger bemerkt zu bleiben. Zu letzterem Schlusse wird man auch durch den Umstand gedrängt, daß er auf jenem Wege unnöthigerweise einen Winkel beschrieb,

welchen Niemand macht, welcher auf die Johannisbrücke zugeht, wie es bei ihm der Fall gewesen. Es ließe sich auch zugleich annehmen, daß ihm Ortskenntniß mangelte und er ein Fremder war. Gewiß ist es, daß er öfters stehen blieb, möglich, um sich zu orientiren, — möglich, um beim Tragen einer verdächtigen Last nicht ertappt zu werden. Als er dem Fenster in einer Entfernung von etwa fünfzehn bis zwanzig Schritt am nächsten kam, sagte die Frau zur Dienstmagd: „ich möchte wissen, was der Mensch da unten so spät in der Nacht trägt! Ein Sack scheint es, aber ein so großer, wie man gar keinen sonst hat. Getreide oder dergleichen kann nicht d'rin sein, die Form ist gar so eigens." Die Dienstmagd, Josepha Ruch, welche inzwischen an's Fenster gekommen war, gab zur Antwort: „Eigens sieht es aus. Das Hauptgewicht ist unten und schwankt hin und her. Es ist vielleicht ein Kalb d'rin." Während dieses Gespräches der Beiden war der Mann in der Richtung der Johannisbrücke weitergegangen und dort im Dunkeln den Blicken entschwunden."

Der Vorsitzende machte eine kleine Pause, während welcher er den Eindruck zu studiren fortfuhr, den die

Erzählung auf den Angeklagten hervorbringe. Dann sagte er:

„Das Auftreten dieser nächtlichen Erscheinung ist gewiß geeignet, die menschliche Phantasie mit unheimlichen Bildern zu erfüllen. War der räthselhafte Sackträger nicht aus der „Kugel“ herausgekommen, so fällt die Vermuthung noch immer nicht weg, daß er sich auf einer anderen Stelle, vielleicht irgendwo im Freien, mit der verdächtigen Waare beladen habe. Kam er aber aus der „Kugel,“ dann ist es gewiß, daß das Opfer in jenem Sacke in's Wasser herunter getragen worden ist. Nach Ihrer Darstellung, Angeklagter, ist es unmöglich anzunehmen, daß das zu Grunde liegende Verbrechen in der „Kugel“ verübt worden sei, denn Sie haben die Vorgänge im Nachbarzimmer mit der Aufmerksamkeit des ängstlichsten Wächters belauscht. Trotzdem können Sie aber nicht mit Bestimmtheit sagen, daß es Julius Werner gewesen, der in so großer Hast zur Vornahme einer rein unbegreiflichen Umkleidung auf einen Moment in's Zimmer gekommen. Es wäre am Ende nicht undenkbar, daß es ein unbekannter, fremder Mensch gewesen, welcher nur die ausgezogene Uniform hinauf-

gebracht und gleichzeitig eine rasche Plünderung vorgenommen habe. Werner's Brieftasche ist nämlich nirgends zum Vorschein gekommen. Das kleine Portemonnaie, welches man in den Kleidern der Leiche gefunden und das ungefähr einen Gulden in Münzscheinen enthielt, kann doch nicht die ganze Baarschaft eines Reisenden, welcher am andern Morgen aufbrechen will, enthalten haben? Was meinen Sie zu dieser Supposition?"

„Ich kann durchaus nichts zur Aufklärung dieser Fragen beitragen," erwiderte Bruno, „kann nichts thun, um diese Supposition mit einer neuen Angabe zu unterstützen. Ich habe den Ankömmling für Julius Werner gehalten, weil nur der Inhaber der Stube mit einer so polternden und ungenirten Sicherheit kommen und eintreten kann und weil ich das Gerassel eines umgehängten Säbels deutlich zu vernehmen geglaubt habe. Ich habe die Wahrheit gesprochen und kann das abgelegte Geständniß weder mit Etwas berichtigen, noch vermehren. Alles Uebrige muß ich dem Scharfsinne und der Gerechtigkeit meiner Richter überlassen. Ich überblicke nicht den ganzen Umfang des Proceßmaterials, über welches das Gericht

verfügt, so weit es sich mir aber bisher gelüftet hat, muß ich bekennen, daß sich in jener unseeligen Nacht Begebenheiten zusammengedrängt haben, welche den Arm der Justiz allerdings auffordern müssen, scharf zu untersuchen, ob sie dem Zufall oder einem lebenden Urheber entsprungen. Ich hätte nie geglaubt, daß ich meine Hand rein fühlen und doch von einem geheimen Entsetzen erfüllt werden könne, indem ich dem Ausgang dieser Untersuchung entgegensehe. Die Ereignisse, in welche mich mein Unstern hereingeführt hat, werfen einen trügerischen bösen Schein von sich aus und dieser Schein wäre auch auf jeden Anderen gefallen, der in ihrer Mitte überrascht worden wäre. Ich kann sie nur mit einem Brande vergleichen, in welchen ich plötzlich hineingerathen bin. Da man den Brandstifter nicht findet, hält man mich für denselben, weil ich der Einzige dort anwesend gefunden worden bin. Es sind gleichsam die Brandwunden, welche ich dabei davongetragen, durch welche ich in menschlichen Augen verdächtig erscheine und doch habe ich kein Feuer angelegt, sondern bin davon mitbeschädigt worden!"

Auf diesem Punkte angelangt, wurde das Verhör ausgesetzt und Bruno in seine Zelle zurückgebracht.

Sechstes Kapitel.

Der Verdacht geräth auf eine andere Fährte.

Die Resultate der letzten Verhörsscene in Pesth, deren abgekürzter, aber wesentlicher Inhalt in dem im vorstehenden Kapitel mitgetheilten Dialoge zwischen dem Richter und dem Angeklagten zusammengefaßt ist, waren dem Rittmeister Arthur Haldenried von einem Auditor, der schon einmal erwähnt wurde, brieflich gemeldet worden.

Der Brief hatte sich, seiner Natur nach, welche die allzugroße Ausführlichkeit beschränkte, nur mit dem allgemeinen Stand der Sache beschäftigt und nicht die thatsächlichen Details gebracht, sondern nur deren Bedeutung für Bruno in's Auge gefaßt. Da lautete

die Ansicht keineswegs günstig und diese wog um so mehr, als sie von der Mehrzahl der Militärgerichtsmitglieder getheilt wurde. Wenn auch darauf hin an eine Schuldigsprechung nicht zu denken war, so war es sehr traurig zu hören, daß sich der peinliche Proceß endlos hinausziehen werde.

Der Rittmeister hatte seit seiner Anwesenheit alle aus Pesth eintreffenden Nachrichten Grauwak mitgetheilt. Beide hatten beinahe täglich Rendez-vous auf dritten Orten, denn Grauwak war bei Haldenried einquartiert und Arthur durfte sich bei dem excentrischen alten Herrn in seiner Uniform nicht präsentiren. Arthur und Grauwak waren übereingekommen, dem alten Manne, dessen Erkrankung bedenkliche Fortschritte gemacht hatte, die entsetzlichen Nachrichten vorzuenthalten. Er war ja an Bruno's Verschollenheit schon halb und halb gewöhnt, dagegen wäre er von dessen obschwebendem Processe unfehlbar tödtlich getroffen worden.

An einem Nachmittag war Grauwak mit der Besorgung der geschäftlichen Correspondenz des alten Herrn auf seinem Zimmer beschäftigt. Da klopfte es an die Thür, und auf das laute „Herein" trat ein unerwarteter Besuch, der Müller Dubsky, ein.

Beide Männer hatten sich seit jenem Morgen, da sie auf dem Redaktionsbüreau des Doctor Schmetz zum ersten Mal zusammengetroffen, nicht wieder gesehen. Grauwak hatte sich zwar damals vorgenommen, den Müller schon in den allernächsten Tagen zu besuchen, dieser Besuch aber war durch seine Reise nach Olmütz hinausgeschoben worden und hatte dann durch die von Herrn von Eggersdorf erhaltenen Aufklärungen, wie auch später durch die Ankunft des Rittmeisters an Dringlichkeit verloren. Früher war ja Dubsky der Einzige, von welchem er Neuigkeiten über Bruno erfahren zu können hoffte. Jetzt gab es, wie er meinte, bessere und reichere Quellen.

„Sie haben schön Wort gehalten!" rief ihm der Müller mit freundlichem Vorwurfe entgegen. „Ich warte immer, ich warte — ja, wer nicht kommt, ist immer Derjenige, der es auf's lebhafteste versprochen hat! Grüß' Sie Gott!"

Er schüttelte Grauwak mit Wärme die Hand.

„Entschuldigen Sie mich," erwiderte Grauwak, indem er den Müller neben sich auf's Canapée zog, eine Cigarre anbot und selbst eine ansteckte, „entschuldigen und bedauern Sie mich! Ich hatte die ganze

Zeit über den Kopf und beide Hände so voll.... Es soll nicht wieder vorkommen, daß ich einen so braven, so trefflichen Mann, wie Sie, so lange nicht wiedersehe! Wie geht es Ihnen? Was macht die schöne Hedwig? Wie steht es mit dem Verkauf der Mühle?"

„Die Mühle ist Gott Lob gerettet!" sagte Dubsky mit aufleuchtenden Augen. „Da bin ich noch mit dem Schrecken davongekommen! Wie man doch auf der Welt in solche Spitzbubenhände fallen kann! Wenn der Bruder des eigentlichen Käufers — man muß sagen, des Betrügers — den Kauf nicht übernommen hätte, wäre ich jetzt mit meiner Hedwig ein Bettelmann! Arnold Stropp, so heißt mein Retter — ein reicher Spekulant von hier, aus Wien, man sagt ein Millionair, hat Alles übernommen und mir schon die Hälfte baar ausgezahlt. Es muß ein Ehrenmann sein, was gewisse Leute auch sagen mögen..."

„Das freut mich," versetzte Grauwak. „Nun, lebten Sie seither immer in Wien?"

„Immerfort," gab Dubsky zur Antwort. „Wie lange ich noch dableibe, weiß ich nicht. Schön ist es hier, aber sehr theuer."

„Sie haben also keine Reise machen müssen, wie Sie befürchteten?"

„Eine Reise?" fragte der Müller, sich besinnend.

„Sie meinten ja letzthin, daß Sie eine Vorladung erwarten —"

„Ach ja, die Vorladung meinen Sie! Nein, die ist nicht gekommen. Ich wundere mich darüber, bin aber eigentlich in der Seele froh!"

„Haben Sie auch nichts weiter über die Sache des Flüchtlings gehört?"

„Kein Wort, kein Wort! Den werden sie halt jetzt in der Stille examiniren und inquiriren und ihm das Leben so sauer als möglich machen! Gehört hab' ich nichts, aber oft daran gedacht! Sehr oft! Wissen Sie etwas?"

„Leider viel! Viel zu viel!" war Grauwak's Antwort.

„Sie kennen vielleicht gar den Flüchtling, da Sie leider sagen?"

„Es ist einer meiner genauesten Freunde!" sagte Grauwak. „Ein Mensch, den ich so lieb habe, wie wenn er mein leiblicher Bruder wäre!"

„Was Sie sagen!" rief der Müller auf's Höchste erstaunt.

„Der Neffe und Erbe des Eigenthümers dieses Hauses, Bruno Haldenried."

„Er hat bei mir verborgen gewohnt," sagte der Müller, „aber ich hab' ihn nicht nach seinem Namen gefragt. Ist er der Neffe des alten Kapitalisten, der das Donaureich so lange subventionirt hat?"

„Allerdings!"

„Da begreif' ich Alles! Der alte Herr ist ein ächter Radikaler. Der Neffe war am ungarischen Aufstand betheiligt. Man will diese liberale Familie ausrotten!"

„Ich muß es fast auch glauben," gab Grauwak düster zur Antwort. „Jetzt wird ihm von dem Militärgericht in Pesth der Proceß gemacht."

„Das überrascht mich nicht," sagte Dubsky. „Ich habe schon bei der Frau Doctorin Schmey in Ihrer Gegenwart den Grund angedeutet, ohne mich näher aussprechen zu können, weil meine Hedwig dabeistand, — er ist wegen des Officiers, Julius Werner, iu Untersuchung."

„Was halten Sie von der Sache?" fragte Grauwak gespannt.

„Ich habe zuerst geglaubt, was alle Menschen geglaubt haben," sagte Dubsky, „daß Werner aus Verzweiflung in's Wasser gesprungen sei. Noch neulich — aber seit einiger Zeit habe ich ganz andere Gedanken —"

„Wie?" rief Grauwak aufspringend. „Sie werden doch das abgeschmackte Mährchen nicht glauben, daß Bruno —"

„Gott behüte!" erwiderte Dubsky sehr rasch. „Nicht der arme Bruno Haldenried hat etwas verbrochen! Möglich ist's aber wohl, daß ein Anderer dem Werner den Fuß auf den Nacken gesetzt hat. . ."

„Sie glauben?" fragte Grauwak erleichtert, aber auch frappirt. „Und was vermuthen Sie?"

„Ich vermuthe —" meinte Dubsky im Nachsinnen, „aber es ist Gewissenssache, solche Vermuthungen auszusprechen —"

„Es ist aber auch Pflicht," fiel Grauwak rasch ein, „einem Schuldlosen unter die Arme zu greifen!"

„Das weiß ich Alles," erwiderte der Müller, halb und halb zum Reden entschlossen, sich die Stirn reibend. „Nun — wir sind unter uns! Aber Sie müssen mir auch Schweigen oder doch die allergrößte

Verschwiegenheit versprechen, bis wir mehr Verdachtsgründe beisammen haben."

„Herr Dubsky," rief Grauwak. „Ich bin kein Kind! Ich weiß eine wohlgemeinte Mittheilung zu schätzen."

„Es sei," sprach der Müller. „Nehmen Sie aber, was ich sage, als was es ist: Vermuthung, Combination, Verdacht! Auch bin ich auf die Person, die ich im Auge habe, im Augenblicke, freilich mit Recht, allzu erbittert und weiß nicht, ob ich nicht aus verstecktem Haß alle Schlechtigkeiten auf sie häufen möchte. Sonderbar bleibt es, daß das Gericht nicht selbst auf den Einfall gekommen ist, aber die größten Schurken haben ja das größte Glück in der Welt. Und der, den ich meine, das ist ein Erzschurke — der Kerl, der mich um die Mühle bringen wollte — Philipp Stropp —"

„Der Bruder eines so reichen Mannes!" rief Grauwak. „Was hätte er für einen Grund gehabt, einen mittellosen Officier umzubringen?"

„Dem Officier," sprach Dubsky, „konnte er freilich nicht so viel nehmen, als nöthig war, um damit die Mühle zu bezahlen. Aber dem Kerl war es dabei

nicht um's Geld zu thun. Er hatte auf meine Hedwig spekulirt und da war ihm der Rival zur unrechten Zeit in den Weg gekommen, denn Sie müssen wissen, daß zwischen Werner und meiner Tochter längere Zeit ein Liebesverhältniß bestanden —"

„Das wäre freilich ein Motiv —" rief Grauwak. „Welche Belege sprechen aber dafür?"

„Viele, viele! Tausenderlei!" erwiderte der Müller. „Ich habe zum Beispiel einen Brief von ihm, an seinen Bruder Arnold geschrieben, in Händen gehabt, worin der Kerl schwindelt, daß ihm die Hedwig bereits ihr Jawort gegeben. Das bekräftigt meine Vermuthungen."

„Wo lebt der Mensch?" fragte Grauwak.

„Das weiß ich nicht. Das wäre aber leicht herauszubringen. Sehen Sie, ich habe über die Sache in letzter Zeit viel nachgedacht und glaube — und glaube — nebenbei muß ich Ihnen sagen, daß sich von ihm Alles erwarten läßt, — jede Schurkerei, jede Missethat! Er hat es bewiesen! Fragen Sie Doctor Schmey und wer den Elenden kennt!"

„Sie erscheinen mir mit diesen Nachrichten wie ein rettender Engel!" rief Grauwak.

„Noch etwas!“ sagte der Müller, die Finger bedeutsam erhebend. „Etwas gewiß Wichtiges! Als ich letzthin in Kraßnitz war, erzählte mir mein ehemaliger Mühlknecht Valentin Folgendes: Die Frau des Apothekers Meinhardt, eine ganz gescheidte und tüchtige Frau — ich kenne sie gut — hat in der nämlichen Nacht, da Werner seinen Tod gefunden, sehr spät einen Menschen von ihrem Fenster aus beobachtet, welcher in einem langen Sacke eine sonderbare Last auf dem Rücken trug und unweit von der Johannisbrücke verschwand —“

„O hätte ich Sie längst besucht!“ rief Grauwak, von der Mittheilung ganz alterirt. „Vielleicht hätte ich schon heute ruhiger geschlafen!“

„Philipp Stropp kam oft in die Mühle,“ fuhr Dubsky fort. „Wir haben dort so lange Säcke .... Möglich, daß er sich dort einen solchen zu verschaffen gewußt hat — der Rest läßt sich denken ....“

„Meinen Sie?“ fragte Grauwak, wie Einer, der nach einer Bestätigung dürstet.

„Wär' ich der Bezirkshauptmann,“ sagte Dubsky, „ich würde den Lumpen ohne Weiteres ausschreiben und aufgreifen lassen! Geben Sie Acht, geben Sie

Acht! Breitschulterig und stark wäre der Schurke auch genug, um eine Leiche zu tragen —."

Als sich Dubsky entfernt hatte, eilte Grauwak spornstreichs zum Rittmeister, um ihm die Enthüllungen des Müllers zu überbringen.

Siebentes Kapitel.

Führt den Leser wieder in das „ewige Licht" zurück.

Der Wirth Dubsky, der Bruder des Müllers von Kraßnitz, führte seine Wirthschaft „zum ewigen Licht" in der Vorstadt Wieden noch immer fort. Sein Geschäft hatte sich inzwischen weder verschlechtert noch verbessert.

Jener Tisch von Stammgästen aus der gebildeten Klasse, an welchem wir vor einigen Jahren Grauwak, Smutny und Sternfeld gesehen haben, existirte noch immer, aber war meistentheils von ganz andern Persönlichkeiten, als früher, besetzt. Auch die Kellnerin Franzi war noch immer dort und kredenzte wie zuvor, dienstfertig, aber langsam, eine hübsche, aber automatenhaft-phlegmatische Hebe, Speisen und Getränke.

Zur Sommerzeit war auch das kleine Gärtlein den Gästen offen, aber an gewöhnlichen Tagen schwach besetzt. An Sonntagen dagegen war es meist überfüllt. Handwerker und noch weit geringere Leute bildeten das Publikum, doch war dasselbe auch mit kleinen Hausbesitzern, kleinen Beamten, ja auch mit ärmlichen, zu sparsamen Ausgaben angehaltenen Rittern vom Geiste vermischt.

Am Frohnleichnamstage des Jahres, in welchem diese Erzählung spielt, war das Gärtlein schon in der frühesten Abendstunde sehr besucht. Gäste, welche um acht Uhr erschienen waren, mußten umkehren. Kein Tisch war mehr frei, kein Raum sogar mehr vorhanden, wohin der erwerbsame Wirth auch nur einen Küchentisch hätte stellen können.

Wenn man das unermüdliche Zechen und das lärmende Leben der kleinen bunten Schaar von Gästen betrachtete, so hätte man meinen sollen, daß weder die Reaction, noch das Silberagio einen fühlbaren Druck auf die untere Volksklasse ausübe. Aber freilich in öffentlichen Lokalen lassen sich die Symptome der Zeit schwerlich studiren. Das Essen und Trinken schmeckt dem Gaumen gleichmäßig gut, ob ein Heinrich der Vierte oder ein Robespierre regiere.

Ganz hinten in der äußersten Gartenecke saßen drei Personen, zwei Männer und ein junges Frauenzimmer. Eine Art Wandtischchen in Halbmondform stand vor ihnen und verrieth, daß sie erst später gekommen seien und der Wirth ein besonderes Auskunftsmittel geschaffen habe, um sie zu placiren. Die Plätze waren wenig bequem, aber ungenirt, weil sie nur nach einer Seite hin Nachbarschaft hatten.

Dieses Ungenirtsein, deren sich die Drei erfreuten, schien auch ein größeres Gehenlassen der Unterhaltung veranlaßt oder doch ermöglicht zu haben. Man war langsam zum Geplauder über allgemeine Zeitverhältnisse gekommen und von da aus war es nicht mehr weit hin, persönliche Schicksalsfälle und Verwickelungen zur Sprache zu bringen. Auf jeder andern Stelle des Gartens hätte das Gespräch schwerlich auf diese Gegenstände gebracht und mit so viel Muße fortgeführt werden können.

Einer der Gäste dieser Trias war ein Mann zwischen Fünfzig und Sechszig, von einer jovial-militärischen Haltung, jedoch in Civilkleidern, welche zwar sehr einfach, aber anständig waren. Seine Augen waren intelligent, der graue Schnurrbart und das

graue Haar ließen eine frische, fast jugendliche Rüstigkeit eher noch frappirend hervortreten, als daß sie diese abgeschwächt hätten. Er war sehr redelustig und hatte bis dahin das Wort ausschließlich geführt, während sein Vis-à-vis, ein ihm untergeordnetes Wesen, ganz Ohr war und den Mund nur aufthat, um eine kurze Frage zur Erleichterung des Verständnisses von Zeit zu Zeit vorzubringen.

Und doch sah dieser Letztere nicht gar so harmlos und so ganz unbedeutend aus. Er hatte grobe, aber energische Züge, lebhafte, ja oft boshaft blitzende Augen, einen starken Kopf und einen seltsamen Zug um den Mund, aus welchem nicht selten ein grimmiger Hohn hervorlauerte. Das Ganze bildete einen rechten Trotzkopf, dessen Ausdruck durch die Angewöhnung unterthänigen Benehmens gemildert sein mochte. Der Mann war etwa dreißig Jahre und seinem Anzuge nach ein Handwerker. Sein schwarzer Frack vom gröbsten Tuche, das steife Vorhemd, an dessen Rändern stellenweise das grobleinene Hemd hervorblickte, die große Vorstecknadel mit einem Rubin von gefärbtem Glase, der kokettsitzende, aber von der Zeit arg mitgenommene

Hut bekundeten offenbar das Bestreben, elegant zu erscheinen und der Residenz Ehre zu machen.

Das Weib, das an seiner Herzensseite saß, war eine dralle, hochbusige, noch junge Person mit schwarzen, stechenden Augen, höchst wahrscheinlich eine Köchin, welche den Abend des heutigen hohen Feiertages mit ihrem Galan verbringen durfte.

„Sie haben was durchgemacht!" rief der schweigsame Trotzkopf im komisch eleganten Sonntagsanzuge im Tone größten Interesses und größter Bewunderung, als sein Tischgenosse eine neue Lebensepisode zum Besten gegeben hatte. „Aber Glück haben Sie auch gehabt, viel Glück! Alles das hört sich schön an, aber der hat viel Blut schwitzen müssen, der das Alles von sich erzählen kann."

„Das ist noch nicht das Schlimmste!" versetzte der Andere, seinen grauen Schnurrbart mit Behagen streichelnd. „Da fängt es eigentlich erst an! Der Tod war mir gewiß! Ohne Aufschub, in fünf Minuten wäre er dagewesen! Da hab' ich wirklich den heiligen Petrus schon recht deutlich mit seinen Schlüsseln rasseln gehört!"

„Ha, ha!" rief der Mann im schwarzen Frack mit

einem naturwüchsigen Staunen und Entsetzen, „ich habe auch Allerlei mitgemacht, aber das will ich lieber hören, als von mir erzählen! Eigentlich habe ich lauter muthwillige und dumme Streiche gemacht, aber wenn ich erwischt worden wäre, hätte ich doch auf ein paar Jahre freie Kost und freies Logis dafür erhalten!" Er unterbrach sich mit einem rohen Gelächter. „Ja, ja, ich bin kein Guter, wenn ich auch so aussehe!"

„Sie sehen gar nicht so aus!" fiel ihm der Andere in's Wort. „Sie haben es dick hinter den Ohren, sehr dick, mein Lieber! Aber trotzdem können Sie doch ein ganz guter Kerl sein!"

„Ganz recht, ganz recht!" rief der Handwerker lachend. „Trotzdem kann man ein ganz guter Kerl sein und das bin ich auch!"

„Sie sprechen ziemlich gut deutsch," bemerkte der joviale ältliche Herr, der sehr gewandte und weltmännische Manieren hatte, „aber doch merkt man stark, daß Sie kein Deutscher sind."

„Nein, das bin ich auch nicht," erwiderte der Angeredete, „ich bin aus Böhmen, ein Czeche von Geburt, und das —" er zeigte auf seine Nachbarin

hin, „ist eine Böhmin, meine Landsmännin, wir sind aus demselben Orte. Nicht wahr, Tereska?“

Er kneipte die Schöne in die Wange.

„Eine solche Landsmännin,“ bemerkte der ältliche Herr mit Wohlgefallen, „ist ein gar schönes Andenken an die Heimath, wenn man es, wie Sie, bei sich herumführen kann. In die schwarzen Augen der Tereska könnt' ich mich gleich verlieben, wenn ich nicht an meine Frau daheim zu denken hätte.“

Tereska lächelte und sah den galanten Nachbar mit ihren Gluthaugen freundlich an, während ihr Landsmann den Arm um sie geschlungen hielt und sagte:

„Tereska muß auch die Meinige werden. Und denken Sie: als wir noch zu Hause waren, haben wir uns nie gesprochen! Erst hier in Wien hat es sich so gemacht! Ja die Fremde, die Fremde! Nicht umsonst haben unsere Voreltern den Gebrauch erfunden, daß sich der Handwerker in der Fremde ausbilden soll.“

„Sind Sie hier ansässig?“ fragte der Nachbar.

„Nein,“ erwiderte der Czeche. „Ich habe hier erst seit einem halben Jahre gearbeitet. Ich bin Maurer. Uebermorgen reise ich aber ab. Ich habe

mich bei der Südbahn verdungen; da werde ich ein gutes Stück Geld verdienen. Wir werden auch etwas zu unserer Hochzeit brauchen! Tereska hat sich auch was erspart, besonders seitdem sie in Wien im Dienste ist. Bei ihrer Herrschaft wird viel gegessen und getrunken und da fallen viel Trinkgelder ab!"

„Sie sind wohl in einem Herrschaftshause?" fragte der ältliche Herr die angehende Braut.

„Nein, ich bin nur bei Juden," antwortete das Mädchen, „aber bei reichen und braven Leuten. Der Herr hat ein großes Zeitungsgeschäft, das viel einträgt."

„Mit Erlaubniß zu fragen," ließ sich der Czeche vernehmen, „wo sind Sie her?"

„Ich bin ein Ungar," erwiderte der Gefragte.

„Ein Ungar?" wiederholte der Maurer mechanisch und fügte neugierig wieder hinzu: „Wahrscheinlich ein pensionirter Offizier?"

„Nein," erwiderte der Ungar. „Ich war zwar Soldat, aber wie Sie aus meinen kleinen Erzählungen schließen können, bin ich nur unter den Fahnen der Aufrührer gestanden. Eigentlich bin ich schon Alles gewesen. Jetzt, und wahrscheinlich auch nur vor

der Hand, bin ich Bereiter und mein Name ist Stephan Neboi."

„Meine Reverenz!" sagte der Maurer, indem er seinen schäbigen Seidenhut lüftete. „Auf die Ungarn halte ich viel. Das sind Leute, die sich nicht an der Nase führen lassen, wohin man will! Wir haben zwar in Böhmen auch couragirte Leute, aber in der ganzen Geschichte ist doch kein solcher Guß, wie bei den Ungarn. Glauben Sie mir übrigens, Herr Neboi, bei uns sind die Abkömmlinge der Hussiten auch noch nicht ganz ausgestorben! Zum Beispiel ich, wie Sie mich da sehen, ich habe eine Erziehung erhalten, daß es eine wahre Schande ist, aber das weiß ich doch, daß das Rutschen auf den Knieen den heiligen Berg hinauf, zu Nichts gut ist! Sie haben Recht gehabt, daß ich es hinter den Ohren habe. Und heiße ich auch gerade nicht Zizka, so heiße ich doch Lizka. Aber auf Namen kommt wenig an!"

Bei diesen Worten hatte er die Kellnerin, die an diesem Abend sehr beschäftigt und schwer festzuhalten war, mit einem raschen Griff am Kleid gefangen.

„Kellnerin," redete er sie an, „eine Flasche Wein her und geschwind! Ich hoffe," wendete er sich an

Neboi, ohne die Kellnerin entschlüpfen zu lassen, „daß Sie mir erlauben, auf Ihre werthe Bekanntschaft ein Glas Wein zu trinken?"

„Wollen's an Vöslauer?" fragte Franzi, nach Freiheit ringend. „Oder an Grinzinger, an Mailberger?"

„Da sei Gott vor!" rief Neboi. „Ihre Idee, ein Glas Wein zu trinken, ist sehr gut, Herr Lizka, da wir so gemüthlich und freundschaftlich bei einander sind und so jung nicht wieder zusammenkommen. Aber versauern wir uns die gute Stimmung nicht mit dem Oesterreicher, den der Teufel schlucken mag. Ofner her, guten Ofner her, vom besten!"

„Gleich, gleich!"

Mit diesem traditionellen Trostworte aller Kellner und Kellnerinnen war Franzi verschwunden.

Nach diesen Diversionen wurde das Gespräch auf sein anfängliches Gebiet wieder zurückgelenkt, denn Lizka begann:

„Ihre Geschichten wollt' ich durchgemacht haben, Herr Neboi, und jetzt in meiner Haut so fidel dasitzen, wie Sie! So was muß man aber durchaus überleben, wenn es sich lohnen soll, denn, nicht wahr, was hat man davon, wenn man darüber zu Grunde geht?

Mit welch' einem ganz anderen Stolz, denk' ich mir, geht man bis in seinem spätesten Alter in's Wirthshaus, wenn man die Leute mit solchen schrecklichen Abenteuern und Gefahren bis zum hellen Morgen unterhalten kann! Ich denke, Ihnen würde der Faden nicht ausgehen, wenn wir acht Tage auf diesem Flecke säßen."

Statt aller Antwort lächelte Neboi dem Maurer in's Gesicht, während die Kellnerin gleichzeitig unverhofft rasch angekommen war und die Bouteille nebst drei Weingläsern auf den Tisch stellte.

Nachdem man sich mit vollen, durstigen Zügen zugetrunken hatte, ergriff der Maurer, sein Glas hinstellend, wieder das Wort:

„Ich habe Ihnen vorhin erzählt, daß ich damals den Tod schon auf fünf Schritt vor den Augen gesehen —"

„Ja, ja," unterbrach ihn Lizka, mit kindischer Neugier die Ohren spitzend. „Ich habe mir Alles gut gemerkt!"

„Ich war also auf frischer That ertappt worden, es war kein Läugnen möglich, daß ich die Laterne auf dem Kirchthurme ausgehängt habe, um den Ungarn

drüben anzuzeigen, daß die Oesterreicher in dieser Nacht das Dorf besetzt hätten —"

„Da war freilich das Sich-herausbeißen unmöglich!" rief der Maurer, ein Glas hinabschlürfend, dazwischen.

„Das Standrecht war proklamirt," fuhr der Ex-Condukteur fort, „und es war wahrscheinlich, daß ich schon am Morgen verhört und hingerichtet werde."

„Das geht ja teufelsmäßig schnell!" rief Lizka.

„Es sollte aber noch schneller gehen! Nach Mitternacht war ich gefangen worden, und als kaum der Morgen graute, auf's freie Feld eskortirt, dort in einer Viertelstunde verhört und zum Tode verurtheilt worden!"

„Auf freiem Felde verhört?" rief der Maurer verwundert. „Und von wem? Im freien Felde und im Finstern? Es muß doch ein Protokoll geben?"

„Das giebt es auch in seiner Art!"

„Ich frage eigentlich recht dumm," sagte Lizka, um seine Unterbrechung zu entschuldigen.

„Gar nicht," versetzte Neboi. „In jenen Jahren war das Standrecht in den meisten Provinzen zeitweilig kundgemacht worden. Alle Welt hat das Wort

Standrecht im Munde geführt, aber ich glaube, daß nur Wenige von diesem Verfahren sich einen klaren Begriff gemacht haben."

„Nicht wahr!" rief Lizka. „Das freut mich, daß ich nicht der Dümmste bin!"

„Das ging also so her!" nahm Neboi das Wort. „Ich wurde vom Profoßen unter Bedeckung auf eine Wiese hinter den letzten Häusern des Dorfes hinausgeführt. Dort wurde das Executionscarré gebildet und ich vom Profoßen in dessen Mitte geführt. Da stellte sich nun dort das Gerichtspersonal auf. Das bestand aus dem Major, der natürlich der Präsident war, aus zwei Hauptleuten, zwei Lieutenants, zwei Feldwebeln, zwei Corporälen, zwei Gefreiten und zwei Gemeinen. Diese bildeten einen Kreis, der nach der Rangabstufung geordnet war. Zur Linken des Majors waren zwei Trommeln übereinandergestellt, dicht dabei stand der Auditor. Ich wurde vorgeführt und über die begangene That kurz verhört. Der Auditor notirte, was ihm das Wichtigste scheinen mochte aus meiner Aussage, mit Bleistift in seine Schreibtafel; die zwei Trommeln dienten ihm dabei als Tisch. Das dauerte einige Minuten. Darauf

wurde ich bei Seite geführt und entdeckte zu meinem Erstaunen, daß ich schon den Herrn Feldcaplan hinter mir habe!“

„Da weiß man freilich schon, wieviel es geschlagen hat,“ rief Lizka mit lebhaftem Entsetzen.

„Nein!“ rief Neboi. „Da war es noch nicht ganz vorbei. Der Auditor erklärte hierauf mündlich, inwiefern die Gewißheit der That und die Beweise hergestellt seien und las das Gesetz über Spionage und Verrätherei gegen die k. k. Armee zu Gunsten der Insurgenten vor. Dann wandte er sich um und flüsterte dem Präses, der der Major war, zwei, drei Worte in's Ohr ....

Der Präses schien einen Augenblick lang überlegt zu haben, er flüsterte eben so heimlich dem Hauptmann, der ihm zur Seite stand, Etwas in's Ohr. Dieser ließ, was er gehört hatte, eben so heimlich an seinen Nachbar, den älteren Lieutenant, weitergehen und von da ging es wie eine Parole im ganzen Kreise herum, bis es der Auditor vom anderen Hauptmann empfangen hatte und dem Präses wieder sagte. Es war das gefaßte Votum.“

„Richtig!“ rief Lizka dazwischen. „Es war das

gefaßte Votum! Es wird herum gegeben, damit Jeder es weiß und einen Augenblick überlegen kann; aber in's Ohr geflüstert, damit nur die Richter es wissen. Das muß wie ein Spiel aussehen — aber für den, der da steht, ist es schrecklich!"

„Wohl, wohl!" brummte Neboi. „Da ereignete sich das Merkwürdige, daß das Votum falsch zurückkam und von Neuem umgehen mußte."

„Wie erklären Sie sich das?" fragte der Maurer.

„Wer weiß das?" versetzte Neboi achselzuckend. „Einer hat es falsch verstanden, oder war einer der commandirten Richter der deutschen Sprache nicht recht mächtig. Kurz, das Votum ging wieder um und kam diesmal richtig zurück. Da zog der Major den Säbel und rief laut zu den umstehenden Richtern: „Wer meiner Meinung ist, der ziehe das Seitengewehr!" — Auf dieses Zeichen fuhren die Waffen der Angerufenen hoch in die Höhe. Nur ein Einziger machte eine Ausnahme. Es war ein gemeiner Soldat. Er ließ sein Bayonett ruhig an der Seite hängen und schien mit dem vernommenen Votum nicht übereinzustimmen. Fast einstimmig war ich also schuldig befunden. Hierauf wurde vom Auditor das Urtheil

gefällt, vom Präses unterschrieben und bestätigt. Es lautete auf Tod. Da rührten sich die Trommeln, ich wurde wieder vorgeführt, mit meinem Schicksal bekannt gemacht und sollte an der nächsten Mauer todtgeschossen werden —"

„Sonderbare Procedur," rief Lizka. „Gewiß eine Einführung, welche aus den urältesten Zeiten stammt."

„Ich glaube es auch," versetzte Neboi. „Die Procedur ist gewiß älter, als der Gebrauch der Schußwaffen. Die ganze Geschichte war ungefähr in einer kleinen Viertelstunde abgemacht. Im Augenblick, als der Stab über mich gebrochen wurde — da fielen Schüsse. Ein Lärm erhob sich und wuchs furchtbar. Geschrei, Pferdegestampf, dazwischen fallende Allarmsignale erfüllten die Luft. Die Ungarn hatten einen Ueberfall gemacht und ich hatte die Laterne nicht umsonst vom Kirchthurme hinausgehängt. Im nächsten Augenblick war das Executionscarré, mitsammt meinen Richtern von heransprengenden Husaren flankirt, so daß diese eben nur so viel Zeit hatten, in's Dorf zu ihrer Mannschaft zu eilen. Da gelang es mir, zu entspringen und wiewohl mir ein paar Schüsse aus nächster Nähe nachgefeuert wurden, mich zu retten!"

„Ein Glas auf Ihre Errettung!" rief Lizka, worauf ein allgemeines Anstoßen erfolgte, und eine neue Bouteille bestellt wurde.

„Der Wein ist vortrefflich," sagte Neboi.

„Steigt aber in die Adern, wie Höllenfeuer!" rief der Maurer. „Ja, der Ofner, das ist ein Wein! O, vom Wein hängt viel ab! Wenn wir in Böhmen so wohlfeile ungarische Weine hätten, dann, glauben Sie mir, wären wir auch nicht so zahme Kerle, da würden wir ganz anders auftreten! Aber sagen Sie, Herr Neboi, was kann Aussiger oder gar Cernoseker für eine Wirkung hervorbringen? Nur eine traurige, eine traurige! Hab' ich etwa nicht Recht?" fragte er mit der wahrhaftesten Miene.

Neboi stimmte, ein Glas leerend, vollständig bei und Lizka fuhr wieder fort:

„Sie haben mir so viel erzählt und sogar Geschichten, welche Vertrauen, großes Vertrauen verrathen. Hinter einer solchen Ehre kann ich nicht zurückbleiben. Nun werde ich Ihnen auch etwas erzählen, was keine Folgen mehr haben kann, aber Sie werden selbst beurtheilen, daß es für mich böse hätte ablaufen können! Sie werden auch sehen, in welche

Patsche ein Mensch gerathen kann, ohne daß er es ahnt .... freilich, gegen Ihre Sache ist es eine Kleinigkeit. Sie haben Schlachten mitgemacht und das Leben für das Vaterland auf's Spiel gesetzt. Ich habe nur einen Pfaffen ärgern wollen — freilich war es eine Neckerei, auf welche Gefängniß steht! Ja, wir Czechen sind eigentlich noch immer Hussiten. Die Pfaffen können wir nicht leiden und mit ihnen binden wir am liebsten an —"

„Thäten Sie es aber auch," fragte Neboi ironisch, „wenn die Pfaffen außer den Kutten noch Säbel hätten?"

„Man müßte dann sehen," meinte der Maurer pfiffig lächelnd, „daß man nicht erwischt würde. Erwischt hat man mich nicht, es war viel Glück dabei. Doch hören Sie meinen Kapitalstreich — ich meine, wenn Sie noch Zeit haben —"

„Wir haben keine Eile," fiel Neboi ein, „so lange der Wirth noch eine Flasche von diesem Ofner im Keller hat. Also lassen Sie los."

„Im nächsten September werden es drei Jahre," begann der Maurer. „Da war ich noch zu Hause, in meiner Heimath. Das Nest, wo ich her bin, heißt

Sluchowo. Wie Sie sich denken können, war ich wegen meiner Freisinnigkeit gar nicht vortheilhaft bekannt, doch eine gerichtliche Strafe hat mich noch nicht getroffen — außer einmal eine ganz kleine, weil ich den Herrn Bezirkshauptmann Baron Rack, was Krebs bedeutet, so oft von ihm die Rede war, Drak, das heißt einen Drachen, öffentlich genannt habe. Deshalb hat man aber auch gezwickt, wo es nur möglich war. Besonders die geistlichen Herren, die haben ein scharfes Auge auf mich gehabt und mir wie dem leibhaftigen Antichrist zugesetzt ...."

„Von allen diesen geistlichen Herren war aber der Kaplan von Kraßnitz, ein gewisser Pater Michael, der allerschlimmste. Zweimal schon hatte er mich um die Arbeit gebracht und endlich meinen Meister so gegen mich aufgehetzt, daß ich daran denken mußte, aus der Gegend wegzukommen, wenn ich nicht verhungern wollte. Aber wie konnte ich fort? Mir fehlte ja das nöthigste Reisegeld!"

„Da starb mir in Hinter-Kraßnitz eine alte Muhme; so war ich in Stand gesetzt, meine Schulden zu bezahlen und mich auf die Reise zu machen. Ein paar Tage, bevor ich abgehen sollte, begab ich mich noch

einmal nach Hinter-Kraßnitz, weil wir Erben noch das Mobiliar unter uns zu theilen hatten, um den mir zufallenden Antheil abzuholen. Auf dem Wege dahin mußte ich Kraßnitz passiren. Eben läutete die Abendglocke, als ich über die Johannisbrücke gekommen war und mich dem Platze näherte, ich ging heiter und guter Dinge hin, meine Gedanken waren schon auf der Reise und weit in der Welt, ich summe ein Lied vor mich hin. Da kommt mir der Pater Michael entgegen. „Hörst Du das Ave nicht, tauber Bengel, daß Du den Hut aufhast?“ so fährt er mich an, gerade so impertinent, wie ich es jetzt sage, und hebt den Stock in die Höhe, wie es scheint, in der unfreundlichsten Absicht!“

„In mir stieg der Zorn furchtbar auf, ich hätte den Kerl am liebsten gleich beim Kragen gepackt, aber ich faßte mich doch, denn bei der kleinsten groben Widerrede hätte er mich gar beim Amte verklagt. Ich machte, daß ich weiter kam, doch noch als ich Kraßnitz schon längst im Rücken und den Weg bei der Dubsky'schen Mühle — nun, Du kennst dort jeden Punkt, Tereska — passirt hatte, kochte noch Gift und Galle

in mir, die Wuth über eine solche Behandlung hatte sich nicht gelegt."

„Selbst noch im Wirthshause zu Hinter-Kraßnitz, wo es bei einem Anlaß, wie eine Erbtheilung ist, sehr lustig herging, knirschte ich noch mit den Zähnen. Aus diesem Grunde werde ich wohl auch so stark getrunken haben, denn ich blieb noch länger, als alle übrigen Anverwandten sitzen und brach erst auf, als mich die Wirthin halb und halb zur Thür hinausgeschoben hatte."

„Es muß schon Mitternacht gewesen sein."

„Nach Kraßnitz ist nur ein Katzensprung. Als ich dort, wo es immer am Flusse hergeht, an die Wiesen komme — beinahe dicht am Steg, welcher unterhalb der Dubsky'schen Mühle in den Marktflecken hinabführt, — sehe ich abseits in einem Graben etwas Schwarzes liegen. Bei näherer Besichtigung stellte es sich als ein Hut heraus. Ich hob ihn auf und da ich Niemand um mich her weder sah, noch hörte, nahm ich ihn mit und ging meines Weges weiter . . ."

„Da wurde mir das Gehen immer schwerer und schwerer, die frische Nachtluft zeigte mir langsam und allmählig, wie viel ich getrunken . . ."

„So betrunken war ich aber doch nicht, daß ich nicht auf der Stelle, wo mich vor ein paar Stunden der Kaplan so angefahren hatte, stehen geblieben wäre und einen wahrhaften Herzensfluch ausgestoßen hätte. Ich blickte nach der Dechantei, die in der Ferne zu sehen ist, und hatte dabei allerhand wilde Gedanken, wie sie nur einem Betrunkenen einfallen. Darauf schleppte ich mich gegen die Johannisbrücke zu mühselig weiter."

„Ich sage mühselig, denn ich hatte außer meinem Rausche noch allerlei zu tragen, nämlich Kleidungsstücke, allerlei Hausgeräth und ein großes, sehr schweres Oberbett, welches mir am Rücken hing und mich immer nach rückwärts reißen wollte. Auf der Brücke angekommen, war ich genöthigt, eine kleine Rast zu halten. Ich lehnte mich dort an und es scheint mir, daß ich dabei auch eine Zeitlang geschlafen habe.... So viel weiß ich, daß ich plötzlich die Augen aufschlug, den heiligen Johannes, welcher vor mir stand, anstarrte, und ohne zu wissen warum, in eine neue Wuth über den Kaplan verfiel.... Hätte ich ihn in der Nähe gehabt, bei Gott, ich weiß nicht, was da geschehen wäre — nun, bis zur Stunde kann ich mir

nicht erklären, wie ich auf den Einfall gekommen bin, dem boshaften Pfaffen den Possen zu spielen, den ich ihm wirklich gespielt habe! Ich weiß nicht, warum ich dachte, das, was ich jetzt vorhabe, müsse den bigotten, fanatischen Kerl ganz fürchterlich ärgern! Ich kann ja nicht einmal begreifen, wie es mir möglich war, auf die schmale Brüstung hinaufzuklettern und dort mich so lange zu balanciren als nöthig war, um die Statue zum Aerger des Kaplans mit dem tollsten Zeug aufzuputzen .... Kurz, ich habe —"

„Du warst es also?" rief Tereska, welche bis hierher der Erzählung auf das aufmerksamste gefolgt war, nicht allein mit großer Verwunderung, sondern auch mit eben so großem Unwillen.

„Was kannst Du," versetzte Lizka rasch, „von einem Betrunkenen erwarten?"

„Du hättest nicht allein wegen des Frevels eine rechte Strafe verdient," rief Tereska mit großem Eifer, „sondern auch deshalb, weil Du Unschuldige in Verdacht gebracht hast!"

„Was willst Du?" fragte Lizka trocken. „So viel ich weiß, ist Niemand zur Strafe gezogen worden!"

„Das wohl nicht," versetzte die empörte Braut,

„aber es hat doch Manchem Verdruß verursacht. Sogar der Bruder des Herrn, bei dem ich im Dienst stand —"

„Was," rief der Czeche, „der Bruder des Scheppkes?"

„Freilich, freilich," gab Tereska zur Antwort.

„Was weiter!" rief Lizka. „Schaden hat es ihm doch nicht gebracht und mir am Ende auch nicht, und das ist am Ende eben so viel als eine vollständige Absolution!"

„Was haben Sie eigentlich an der Statue vorgenommen?" fragte Neboi mit Neugier.

„Mein Gott! Es ist nicht der Rede werth!" erwiderte der Maurer. „Meinen elenden Hut hab' ich ihm aufgesetzt, wahrscheinlich weil ich in der Betrunkenheit meinte, daß ich einen neuen und besseren besitze, ein Pfeifchen ihm in die Hand gegeben und noch einige solche unschuldige Bübereien vorgenommen — aber nichts abgeschlagen, gar nichts abgeschlagen!"

„Nun!" rief die Braut mit neuem Entrüsten, „das hätte auch noch gefehlt!"

„Schweig'!" erwiderte Lizka. „Du machst wirklich, als ob ich dem Heiligen ein Leids gethan hätte!

Uebrigens — am andern Tage habe ich schon meine Strafe bekommen, wenn auch nicht von der Bezirkshauptmannschaft. Sorgen und Aengsten habe ich ausgestanden, noch weit größere, als von meinem Rausche die Nachwehen waren —"

„Wie so?" fragte Neboi.

„Zu Mittag am folgenden Tage," sprach Lizka, „hörte ich zu Sluchowo, daß die Verunstaltung der Statue so entsetzlichen Spektakel gemacht, daß aber auch ein Ertrunkener, der sich als ein Offizier herausstellte, unter der Brücke gefunden worden war. Es war natürlich, daß man jetzt dem Verunstalter der Statue auf's schärfste nachforschen und eine Verbindung zwischen seiner That und dem Tode des Offiziers herauswittern würde. Dazu kam noch Eins, was mir schrecklich war. Der Hut, den ich gefunden hatte und noch immer besaß, war offenbar der Hut des Offiziers, welcher ja in Civilkleidern umgekommen war. In der Stube, verriegelt, betrachtete ich lange den unglückseligen Deckel und wußte gar nicht, was ich mit ihm anfangen solle. Ich wußte nur, daß ich, wenn er bei mir gefunden würde, in eine schreckliche Untersuchung gezogen werden könnte, da ich bei allen

Behörden so übel angeschrieben war. Erst am Abend sollten meine Qualen enden, als die Nachricht anlangte, daß sich der Offizier selbst freiwillig in's Wasser gestürzt habe. Da freute ich mich aber auch wieder bald, daß ich den Hut nicht, wie ich die Absicht gehabt, zerschnitten und vernichtet hatte. Er war ja ganz wie neu, ein feiner Wiener Hut, wie inwendig auf dem Futter in Golddruck zu lesen war. Ich habe ihn noch immer bei der Arbeit auf ....“

„Aber Du —“ rief Tereska, den Liebhaber mit großen Augen anblickend.

Neboi, welcher die Braut für indignirt hielt, daß Lizka sich den Hut so unverschämt angeeignet und so ohne jeden Scrupel getragen, bemerkte:

„Was wollen Sie? Ausliefern und zurückgeben konnte Ihr Liebhaber den Hut nicht, denn dann wäre ja auch damit sein Statuenfrevel herausgekommen.“

„Nein, nein,“ versetzte Tereska, „das meine ich nicht! Ich meine, daß der Hut nicht dem Ertrunkenen gehört habe. Ganz gewiß nicht!“

„Wem sollte er gehört haben?“ fragte Lizka. „Einem Stadtherrn hat er jedenfalls angehört. Ein Bauer hat keinen solchen und auf der Wiese kann

er auch nicht gewachsen und vom Stengel gefallen sein —“

„So höre mich doch erst an!“ herrschte ihn die Braut ungeduldig an. „Im Hause, wo ich damals diente, bei Herrn Scheppkes, mit dessen Tochter Sarah ich einige Wochen später nach Wien gegangen bin, wohnte zu derselben Zeit ein fremder Herr, ein gewisser Stropp. In derselben Nacht, wo sich das Alles zugetragen hat, was Du jetzt erzählt hast, kam er ungefähr um elf Uhr nach Hause, als ich eben die Treppe scheuerte. Er scherzte sonst immer mit mir und neckte mich gern, aber diesmal sprach er nichts und wollte sich auch nicht hinaufleuchten lassen. Das war mir besonders auffallend und da bemerkte ich, daß er ohne Kopfbedeckung sei. Das mußte mir noch mehr auffallen, da er den ganzen Abend außer dem Hause gewesen war. Ich fragte ihn, wo er seinen Hut gelassen, aber statt mir eine Antwort zu geben, verzog er das Gesicht auf eine eigene, eigentlich schreckhafte Weise, daß ich keine Frage mehr zu stellen wagte und ihn, wie er gewollt, ohne Licht hinaufgehen ließ, denn ich nahm an, daß er berauscht sei, den Hut irgendwo verloren habe und sich schämte und ärgerte,

daß ich ihn mit meiner aufmerksamen Bemerkung blamire —"

„Der Teufel!" rief Lizka überrascht.

„Ging denn in jener Nacht ein starker Wind?" fragte Neboi den Maurer.

„Ich glaube, es war ganz windstill," meinte Lizka unsicher.

„Doch das ist unnütz," bemerkte Neboi. „Warum würde dieser Herr Stropp verschwiegen haben, daß ihm der Sturm den Hut fortgerissen habe? Hören Sie, die Sache scheint mir verdächtig .... Ist es gewiß, daß der Offizier sich freiwillig in's Wasser gestürzt hat?" setzte er mit bedenklicher Miene hinzu.

„O ganz gewiß!" erwiderte Tereska. „Wo denken Sie hin?"

„Ich meine nur, ich meine —", murmelte Neboi und ließ den Verdacht, der in ihm aufgestiegen war, wieder fallen.

„Aber der Hut war der seinige," wiederholte Tereska, „das ist auch ganz gewiß."

„Ja, ja, mag sein," bekräftigte Lizka, „die goldene Inschrift auf dem Futter —. Weißt Du vielleicht, Tereska, wo der Herr her gewesen ist?"

„Er ist ein Wiener," gab die Braut zur Antwort.

„Hüte werden wohl weit und breit versandt," sprach Neboi; „immerhin bestätigt es in diesem Falle, daß der Hut dem Genannten gehört habe."

„Ja, ja," sagte Lizka zustimmend, aber etwas zerstreut, weil er einen Gast am nächsten Tische, der kaum zwei Schritte weit entfernt saß, musterte.

Es war dies ein älterer Mann, von dem Aussehen eines ausgedienten Feldwebels, welcher sich schon während der ganzen Erzählung Lizka's auf seinem Stuhl weit nach hinten zurückgelehnt hatte, wahrscheinlich um Alles mitanzuhören.

Lizka hatte es schon längst gemerkt, aber im Eifer der Erzählung keiner bedenklichen Deutung werth gehalten. Erst gegen den Schluß hin, war er auf's Neue aufmerksam geworden und fühlte sich auch bei dem Gedanken stark beunruhigt, daß er wohl zu stark gesprochen haben könne.

„Hab' ich nicht zu laut gesprochen?" fragte er den Ungar mit leiserer Stimme.

„Ich meine nicht," erwiderte dieser. „Doch warum fragen Sie?" Er wandte seinen Kopf nach dem Nachbartische, von welchem sich in diesem Augenblicke die

bezeichnete Person erhob und sich nach einer Seite des Gärtchens begab, auf welcher jedoch nicht der Ausgang war.

„Halten Sie den, der eben aufgestanden, für einen Spion, weil Sie ihm so fest nachblicken?“ fragte Neboi.

„Sie nicht auch?“ fragte der Maurer.

„Wer kann das sagen?“ rief Neboi, den Rest der Bouteille in die Gläser gießend. „Schlimmsten Falls könnte ich Ihnen keine Vorwürfe machen, daß Sie unvorsichtig gewesen, denn ich selbst bin ja Einer, mit dem das Maul überall durchgeht. Dem Menschen ist es aber angeboren zu reden und damit tröst' ich mich, Basta!“

Er trank sein Glas aus, worauf die Gesellschaft sich auf das freundlichste trennte.

Nachdem Lizka seine Braut heimbegleitet hatte, wanderte er seiner eigenen Wohnung zu. Bei seiner Hausthür angelangt, freute er sich noch bei dem Gedanken, daß die Besorgnisse, die ihm der muthmaßliche Spion verursacht, nur eitle Selbstquälereien gewesen. Allein, noch ehe er den Hausschlüssel hervorgezogen hatte, sah er zwei Gensd'armen, wie aus der Erde gestampft, herankommen und nach ihm langen. Stumm und innerlich zusammengeknickt ließ er sich abführen.

Achtes Kapitel.

Entlarvt eine lange schon übelberüchtigte Persönlichkeit.

Für unsern Freund Lizka war der lustige Abend, den er in der Gesellschaft seiner Braut und Stephan Neboi's verbracht, sehr traurig abgelaufen. Sein Abgang zu den Arbeiten an der Südbahn war vereitelt und seine Verheirathung mit der schwarzäugigen Landsmännin in weite Ferne hinausgerückt. Gewiß hatte auch der feurige Ofner, welcher ihm so gut geschmeckt hatte, keine geringe Mitschuld an seinem Mißgeschick gehabt, insofern als der Genuß desselben seine Mittheilungslust gesteigert und die nöthige Vorsicht eingeschläfert hatte.

Jener Nachbar am Nebentische von feldwebelmäßigem Aussehen, war wirklich sein Denunziant ge-

wesen. Es war ein Gensd'arm, der entweder zufällig oder aus Dienstrücksichten in bürgerlichem Anzuge im Garten des Wirthshauses zum „ewigen Licht" gerade um die Zeit erschienen war, als Lizka seine geheimnißvolle Geschichte zu beichten begonnen hatte. Aus diesem Grunde war Neboi unbehelligt geblieben und der Verhaftung entgangen.

Lizka hatte bei seiner Vernehmung auf dem Wiener Polizeiamte das Unglaublichste geleistet, um den Inhalt der gegen ihn vorliegenden Denunciation abzuschwächen, zu verdrehen und durch irreführende Erfindungen zu paralysiren. Der scheinbare Erfolg seiner Defensive konnte aber nur so lange dauern, als die Wiener Polizei genöthigt war, auf die Antwort zu warten, welche ihr die Kraßnitzer Bezirkshauptmannschaft auf den derselben zugegangenen Bericht ertheilen würde. Diese Antwort mußte bei den raschen Verkehrsmitteln sehr bald eintreffen und fiel für Lizka sehr traurig aus.

Der Verhaftete erkannte auch die Wendung seines Geschicks sofort, als ihm eines Tages befohlen wurde, den Sonntagsstaat, in welchem er bisher in seiner Zelle gesessen, abzulegen und den eleganten Frack und

das Vorhemd mit dem großen gläsernen Rubin gegen die Sträflingsjacke und das Commishemd auszutauschen. Hätte es noch einer Bestätigung bedurft, daß man seine Angelegenheit sehr ernst auffasse, so hätte er diese erhalten, als er bald darauf, an einem Fuße und einer Hand geschlossen, einen von Soldaten eskortirten Leiterwagen besteigen mußte. Da sagte ihm sogleich eine innere Stimme, daß er in wenigen Tagen die für ihn unheimlichen Ufer des Kraßnitzflüßchens wiedersehen werde.

Darin täuschte er sich nicht, konnte es eigentlich nicht. Nichts war ja einfacher, als daß er auf dem Schauplatze, wo er gefrevelt, seine Strafe empfangen solle.

Herr von Rack hatte inzwischen den angekündigten Missethäter mit größter Ungeduld erwartet, mit einer Ungeduld, in welche jedoch auch eine starke Dosis süßer Genugthuung gemischt war. Glücklicher als andere Sterblichen, welchen es nicht immer vergönnt ist, sämmtliche Früchte ihrer Forschungen und Anstrengungen reifen zu sehen und hier zu erndten, konnte Rack bei der Einbringung Lizka's mit gerechtem Stolze auf seine Verdienste ausrufen: „Endlich habe ich Alles herausgebracht!“

Er hatte den Flüchtling, welchem er so lange nachgesetzt, erreicht und ergriffen, er hatte den Schleier von dem angeblich freiwilligen Tode Julius Werner's gelüftet und den muthmaßlichen Urheber des düsteren Ereignisses entdeckt. Jetzt war auch der frivole Schänder des heiligen Johannes von Nepomuck gefangen und dadurch der Justiz nicht allein das entlaufene Opfer wiedergegeben, sondern sogar noch die Möglichkeit in Aussicht gestellt, daß durch die hinzutretenden neuen Enthüllungen der letzte übrig gebliebene dunkle Rest der Geheimnisse jener merkwürdigen Septembernacht mit vollem Lichte beleuchtet werden würde.

Es wurde Lizka nicht viel Zeit gegönnt, von seinen Reisestrapazen auszuruhen. Schon an einem der nächsten Tage stand er vor seinem Richter, dem Freiherrn von Rack, und überraschte diesen, welcher von Wien aus avisirt, das hartnäckigste Läugnen des Inquisiten erwartete, durch die Ablegung eines offenen und vollen Geständnisses. Dieses Geständniß stimmte mit der Erzählung im Garten zum „ewigen Licht" in allen Punkten überein.

Lizka, welcher inzwischen eingesehen, daß ihm das

Läugnen eher schaden als nützen werde, hatte sich nämlich anders besonnen und zog es vor, mit einer Armensündermiene aufzutreten und durch die Aeußerung unbegrenzter Reue das Herz seines Richters zu rühren. Auf diese Art hoffte er das allerkleinste auf seinen Fall anwendbare Strafmaß zu erzielen, da er ohnehin an seinem bedeutenden Rausche bei Verübung des Frevels einen mächtigen Fürsprecher zu Gunsten seiner geschwächten Zurechnungsfähigkeit hatte.

Dieses reuemüthige Bekenntniß fand aber eine eigenthümliche Aufnahme. Herr von Rack glaubte, da Lizka so rasch bekenne, daß derselbe den Verdacht von einer viel schwereren That abzulenken beabsichtige und daß der Inquisitor die Pflicht habe, die Möglichkeiten in's Auge zu fassen, inwiefern der Statuenschänder zugleich der Mörder des Offiziers gewesen sein könne.

Von diesem, zwar keinem menschenfreundlichen Herzen entsprungenen, aber polizeilich wohl gerechtfertigtem Standpunkte trat aber der Bezirkshauptmann bald zurück, als es sich in den Akten des Commissionsberichts zeigte, daß Werner'n damals eine Offizierskappe, nicht aber ein Seidenfilzhut zur Kopfbedeckung

gedient haben müsse, weil eine solche unweit von dem Teiche im Ufergebüsch entdeckt worden war. Sie lag noch bis zur Stunde nebst den übrigen Kleidungsstücken des Verstorbenen in der Depositenkammer aufbewahrt.

Als Herr von Rack den Verdacht gegen Lizka fallen gelassen hatte, concentrirte sich das ganze Interesse auf die Frage, wem der Seidenfilzhut gehöre, wie er verloren worden war und warum ihn Niemand öffentlich vermißt und reklamirt habe.

Die Beantwortung dieser Frage war der Geliebten des Maurers, auf welche sich dieser auch berufen hatte, vorbehalten. Tereska, darüber amtlich vernommen, hielt ihre schon bekannten Angaben aufrecht und vermehrte dieselben sogar durch Anführung neuer Nebenumstände und kleiner Züge.

Da inzwischen auch Lizka's Verwandte in Hinterkraßnitz bezeugt hatten, daß bei der Vornahme der Erbtheilung dem Genannten ein großes Oberbett zugefallen sei und die Wirthin jenes Ortes bestätigt hatte, daß Lizka im betrunkenen Zustande mit dem bezeichneten Gegenstande belastet, um Mitternacht herum seinen Rückmarsch angetreten, war an der

Wahrheit der vom Angeklagten gemachten Aussagen nicht ferner zu zweifeln. Natürlich konnten aber auch die Folgen von Lizka's Processe nicht mit dessen Schuldigsprechung oder Bestrafung abgeschlossen sein, sondern mußten durch das Bekanntwerden eines noch ungeahnten Incidenzfalles sich auf ein ganz neues Gebiet erstrecken, bei dessen Betreten der auf Bruno Haldenried lastende Verdacht in demselben Maaße zurückweichen mußte, als er sich auf das Haupt Philipp Stropp's gewitterschwer zusammenzog.

Die nächtliche Erscheinung mit der räthselhaften Bürde, welche die Gattin des Apothekers, Barbara Meinhardt, nebst deren Dienstmagd, Josepha Ruch, beobachtet, war erklärt. Der spukhafte Sack, in welchem die aufgeschreckte Phantasie der Richter ein vielleicht noch zuckendes Opfer witterte, hatte sich als ein friedliches altes Oberbett herausgestellt, unter welchem vielleicht mehrere Generationen gezeugt worden waren. Die mitternächtige Gestalt, die am Wirthshaus „zur Kugel" vorübergewandelt war, warf auf Bruno keinen unheimlich provocirenden Schein mehr, dagegen war durch die Auffindung des Hutes am Flußufer eine Spur entdeckt worden, deren Verfol-

gung Schritt für Schritt weiter führte und eine arg-berüchtigte Persönlichkeit immer näher brachte, welche bis dahin vom Zufalle oder von den Umständen in Schutz genommen, den Augen des Gerichts entrückt geblieben war.

Herr von Rack war, abgesehen von seinen unbestreitbaren Talenten, auch von der genauesten Kenntniß des Ortes und der dabei betheiligten Personen unterstützt. Er kannte Philipp Stropp und hatte Zeit und Gelegenheit gehabt, sich über ihm ein klares und festes Urtheil zu bilden. Der junge Schwindler hatte ja vor seinen Augen den frechsten Betrug ausgeführt, als er die Mühle an sich brachte und dieselbe plünderte! Er wußte, daß Philipp das schlechteste Mittel nicht scheue, ein im Grunde roher Camerad war, also ein Mann, bei dem man sich jeder Gewaltthat zu versehen habe. Nun war es aber auch durch Tereska's Aussagen sichergestellt, daß dieser Mensch in jener Nacht in einem auffallenden Zustande von Verwirrung und Verstörung heimgekommen und zu Bette gegangen war.

Der ominöse Hut, welchen sich Lizka nolens volens angeeignet hatte, existirte noch immer; der Maurer

pflegte sich seiner, wie man schon weiß, noch bei der Arbeit zu bedienen. Es war freilich nur eine elende, von Schweiß und Mörtel zerfressene Ruine von einem Hute, in dessen Boden jedoch noch bis auf den heutigen Tag auf einem Rest von Futter der Name und die Adresse des Verfertigers deutlich genug zu lesen war. In Folge dessen war Leopold Feßmann, Hutmacher in Wien, auf das Amt citirt worden.

Leopold Feßmann erkannte den Hut als sein Fabrikat, welches nach der noch immer erkennbaren Façon zu schließen, vor etwa drei Jahren verfertigt worden sein könne.

Auf die Frage, ob er das Geschäftshaus Stropp in Wien zu seiner Kundschaft zähle, gab der Hutmacher eine bejahende Antwort. Er bemerkte jedoch hierauf, daß es leider nicht der solide und reiche Chef der genannten Firma, sondern dessen leichtsinniger Bruder sei, der ihm in diesem Falle seine Kundschaft zugewendet und welcher dieses Postens halber noch immer in seinem Schuldbuche stehe.

Nach Einsicht der Contobücher des Hutmachers Leopold Feßmann war es unwiderleglich bewiesen, daß Philipp Stropp in der Mitte des Monats August

des Jahres 1850 den Hut gekauft habe, also wenige Tage vorher, ehe er seine sogenannte Brautfahrt nach Kraßnitz angetreten.

In Folge dessen war an sämmtliche Polizei- und Militärbehörden die geheime Weisung ergangen, den Aufenthaltsort Philipp Stropp's, welcher um diese Zeit selbst seinem eigenen Bruder völlig unbekannt war, zu ermitteln, den Genannten im Betretungsfalle vorzuladen, den weiter beigefügten Instruktionen gemäß in's Verhör zu nehmen und je nach dem Resultat derselben, entweder bis auf ertheilte Rückäußerung unter polizeiliche Aufsicht zu stellen, oder sofort unter den erforderlichen Vorsichtsmaßregeln an das Kraßnitzer Bezirksgericht abzuliefern.

Philipp's Bruder, der Spekulant Arnold, welcher von der Gier, Millionen zu erwerben, verzehrt, nach wie vor seinen Geschäftsunternehmungen lebte, hatte keine Ahnung, was die an ihn von den verschiedensten Seiten ergehenden Anfragen nach dem gegenwärtigen Aufenthaltsorte seines entarteten Bruders zu bedeuten hatten. Er glaubte, die Schulden, welche Philipp an allen Ecken und Enden hinterlassen hatte, als einen genügenden Erklärungsgrund dafür annehmen zu dürfen.

Obwohl er gar keine gesetzliche Verpflichtung hatte, die Schulden seines Bruders zu bezahlen, hatte er doch, um sich diese lästigen Besuche vom Halse zu schaffen, eine darauf bezügliche Notiz in den Journalen zur gänzlichen Enttäuschung jener Gläubiger veröffentlichen zu müssen geglaubt. Sonach hätte er gar nicht nöthig gehabt, Philipp's Aufenthaltsort absichtlich zu verheimlichen, wie vielfach angenommen wurde. Er wußte wirklich nicht, wo sich der Taugenichts herumtreibe und wünschte sehnlichst, daß er ihn im Leben nie wieder sehen möge, denn er hatte mit Recht zu fürchten, daß die Schwindlerlaufbahn Philipp's nicht zu Ende, sondern erst am Anfange sei und nicht Besseres, sondern Schlimmeres bringen werde. . . .

An einem schwülen Julitage saß Arnold Stropp nach dem Mittagstische, kurz bevor er sich in's Comtoir zu begeben pflegte, in seinem geheimen Arbeitscabinet, welches sich in seiner Vorderwohnung befand. Dahin pflegte er sich zurückzuziehen, wenn es galt, geniale Inspirationen zu empfangen und gewagte oder faule Spekulationen auf Kosten des großen Publikum's für seinen eigenen Säckel ergiebig zu machen.

Eine Bouteille französischen Rothweins stand wie gewöhnlich treu an seiner Seite, theils um seine großer Hitze leicht erliegenden Corpulenz stärkend zu kühlen, theils um seine Phantasie in stetem Flusse zu erhalten, damit sie geeigneter bleibe, mit unausgesetzter Produktivität Vortheile zu ersinnen und den kleinsten Profit in idealster Ferne zu ahnen.

Arnold Stropp hatte diesmal an dem Entwurf eines Aktien-Unternehmens die letzte Feile anzulegen, welches in nächster Zeit von Stapel gelassen werden sollte. Es betraf jene unsaubere Geschichte, welche er bei der Uebernahme der Dubsky'schen Mühle auf dem Redaktionsbüreau des Donaureichs improvisirt hatte. Jene Idee war inzwischen Fleisch und Blut geworden.

Die Mühle war gekauft, das herrschaftliche Grundstück erworben und die Einwilligung des Grafen erwirkt, daß das Schwindelunternehmen den volltönenden Titel: „Aktiengesellschaft der gräflich Thieboldsegg'schen Kohlen- und Eisenwerke" an der Stirn trage. Kleine und große Journale, darunter das Donaureich waren gewonnen, die Statuten und die ganze Organisirung ersonnen. Kurz, das Werk war fertig und erwartete

nur die Aktionaire, um dem Schöpfer des Planes viel Geld einzubringen.

Mit Leib und Seele in die Sache vertieft und versenkt saß Arnold da; kaum, daß er daran dachte, seine Stirn zu trocknen und einen raschen Schluck zu thun. In der Extase eines in Aussicht stehenden bedeutenden Reinertrages konnte er Alles, ja sich selbst vergessen. Obwohl das ganze Unternehmen, über welchem er jetzt brütete, den gemeinen Betrug seines Bruders zu seiner eigentlichen Basis hatte, brach sich keineswegs dabei, wie man annehmen möchte, eine Erinnerung an Philipp Bahn, um auch nur auf einen Moment den kaufmännischen Calcül zu stören. Sein geschäftliches Abstractionsvermögen war so riesig und ging so weit, daß er sich mit Behagen eingestehen konnte, an das vorliegende Geschäft mit größter Liebe zu gehen.

Plötzlich klopfte es rasch und kurz an die Thür.

Arnold hatte kaum Zeit gehabt, den Kopf zu erheben, als der Besucher schon eingetreten war. Es war Philipp Stropp.

„Du bist es!" rief ihm Arnold entgegen, vor unangenehmem Erstaunen ganz starr geworden. „Du

kommst eben zur rechten Zeit nach Wien, da alle möglichen Leute nach Dir fahnden —"

„Ich habe auch nicht die Absicht, zu bleiben," erwiderte Philipp. „Ich will nur —"

„Wo bist Du abgestiegen?" unterbrach ihn der ältere Bruder, „und wo kommst Du her?"

„Das ist Nebensache," warf Philipp kurz hin. „Ich weiß gar wohl, daß mein längeres Hierbleiben weder Dir zur Freude, noch mir zur Ehre gereichen würde. Deshalb halte ich mich auch so zu sagen heimlich hier auf und denke, mich so bald als möglich wieder aus dem Staube zu machen."

„Gewiß hast Du keinen Kreuzer Geld mehr," versetzte Arnold mit feinem Instinkt, „daß Du dich bei mir sehen lässest. . . ."

„Woher sollte ich Geld haben?" seufzte Philipp mürrisch und finster.

„Du bist wirklich ein Erzlump!" rief Arnold. „Dreißigtausend Gulden in so kurzer Zeit so jämmerlich zu verklopfen! Du wirst doch wissen, daß Du mich in Folge der Uebernahme der Mühle volle dreißigtausend Gulden kostest? He?"

„Reden wir nicht," versetzte Philipp mit Gleichgültigkeit, „über abgethane Sachen!"

„Schön! Das nennst Du abgethane Sachen!" rief Arnold ganz entrüstet. „Du erlaubst mir vielleicht gar nicht, daß ich das Opfer nenne, das ich Dir gebracht habe."

„Es nützt doch nichts, davon zu reden!" erwiderte Philipp. „Uebrigens weiß ich, daß ich gefehlt habe und Du darfst glauben, daß ich davon einen Gedenkzettel für mein ganzes Leben behalten habe! Das soll jetzt freilich anders werden. Noth führt zur Einsicht. Ich habe mir heilig geschworen, ein ganz anderes Leben anzufangen. Ja, ich habe geschworen, mir eine Kugel durch den Kopf zu schießen, wenn ich je wieder von Neuem in meinen alten Leichtsinn zurückfalle. Ich bereue tief — ich —"

„Mich rührst Du nicht mit der Melodie!" fiel ihm Arnold in's Wort. „Ich kenne das Lied! Aehnliches hast Du mir schon zehnmal vorgesungen. Ich gehe nicht mehr auf den Leim! Von mir kriegst Du keinen Kreuzer mehr, denn ich weiß, daß es Dir nur darum zu thun ist —"

Philipp setzte sich, ohne eine Antwort zu geben,

den Kopf hängen lassend, auf einen Stuhl, ohne daß Arnold die Grimasse des Zornes erblickt hätte, welche hervorbrach und gleich wieder verschwand. . . .

Während der kleinen Pause, die so entstanden, hatte Arnold erst Gelegenheit, seinen Bruder schärfer in's Auge zu fassen.

Philipp's Anzug war zwar noch immer fein und anständig, aber sein Aussehen sehr abgelebt und abgemergelt. Seine derben Züge, welche noch vor wenigen Jahren beinahe schön zu nennen waren, hatten sehr gealtert und ließen einen rohen Eindruck zurück. Seine ermatteten, umränderten Augen steckten tief in den Höhlen und spiegelten ein zerrissenes, ruheloses Innere ab. Seine Scheitelhaare hatten sich, trotz seiner Jugend, bedeutend gelichtet.

„Du hast ein Schandleben geführt!" sagte Arnold, nachdem er das Aeußere seines Bruders genau gemustert.

„Laß mich gehen!" schnaubte ihn Philipp mit unerwarteter Wildheit an. „Nicht Jeder hat die Anlage, so dick und fett zu werden, wie Du! Meine Magerkeit quält mich noch nicht, wohl aber andere Sachen!"

„Da seht einmal!" rief Arnold sich erhebend und

die vor ihm liegenden Papiere einschließend. „Du treibst es ja gerade wie die Bettler, welche grob werden, wenn ihnen das Winseln nichts eingebracht! Da kommst Du auf den Rechten. Von mir kriegst Du Nichts! Halte mich nicht länger auf."

„Arnold —" rief Philipp im Tone der inständigsten Bitte, „streiten wir uns nicht! Wenn es nicht wahr ist, daß ich mich bessern will, soll ich ewig verwünscht sein — ewig —"

„Wenn das wahr ist," versetzte Arnold phlegmatisch, „dann desto besser für Dich! Ich aber leihe Dir Nichts darauf!"

„Arnold," fuhr Philipp mit derselben dringenden Inständigkeit fort, „ich bitte Dich nur um eine Kleinigkeit —"

„Ich muß in's Comptoir!" fertigte ihn der Bruder, sich nach seinem Stocke umsehend, ab.

„Ich will ja nur so viel," sprach Philipp, seinen Bruder am Arm ergreifend, um sich Gehör zu erzwingen, „als nöthig ist, um nach Amerika zu kommen! Ich weiß, daß ich Dir hier Schande mache — zahle mir nur die Ueberfahrt!"

„Da wäre ich ein Gimpel!" sagte Arnold höhnisch.

„Hättest Du einmal das Geld, würdest Du es unter meinen eigenen Augen verpuffen!“

„Nein, Arnold,“ versetzte Philipp. „Bestelle einen Ueberfahrtsplatz in Hamburg oder Bremen und gieb mir nur so viel, als nöthig ist, um hinzukommen — nicht mehr — aber laß’ mich nicht sitzen! Ich beschwöre Dich!“

„Ich glaube Dir nichts!“ sagte Arnold mit unendlicher Trockenheit. „Suche Dir eine passende Commisstelle aus, harre erst eine Zeit lang auf Deiner Stelle brav aus, dann läßt sich vielleicht mit Dir reden, nicht früher — vielleicht — vielleicht —“

In diesem Augenblicke trat Doctor Schmey ein. Auch dieser war sowohl über Philipp’s Erscheinen, als auch von dessen auffallend schlechtem Aussehen nicht wenig überrascht.

„Gut, daß Sie kommen, lieber guter Doctor,“ redete Arnold den Redakteur an. „Helfen Sie mir aber auch, diesem zudringlichen Menschen da die Thür zu weisen! Eben übernehme ich von ihm Schulden im Betrage von dreißigtausend Gulden — ich habe sie noch nicht einmal abgetragen — die Last liegt noch schwer und voll auf meinen Schultern — da kommt

er schon wieder und will wieder Geld haben. Sagen Sie selbst, ob man da nicht des Teufels werden möchte!"

„Ich habe mich in diese Familiengeschichten nicht einzumischen," erwiderte Doctor Schmey, „aber ich hätte doch das Recht, Ihnen, Herr Stropp, eine Bemerkung zu machen, da Sie es meiner Verwendung zu verdanken haben, daß Sie durch die Großmuth Ihres Bruders von Ihren Kraßnitzer Streichen absolvirt worden sind. Ich habe auch das Verdienst, den Müller Dubsky abgehalten zu haben, mit einer Klage hervorzutreten, deren Folgen gewiß für Sie die traurigsten gewesen wären. Aus allen diesen Gründen ist es mir gewiß erlaubt, zu sagen, daß Sie die Güte Ihres Bruders mißbrauchen!"

„Und glauben Sie," fuhr Arnold dazwischen, „daß er bittet? Nein, nein, er fordert."

„Das wäre lächerlich!" warf der Redakteur, sich gemächlich auf's Sopha hinstreckend, hin, während ihm Philipp einen seiner giftigsten Blicke zuschleuderte und unmittelbar darauf zu ihm sagte:

„Es freut mich, daß wenigstens Ihr Schwiegervater Scheppkes nicht sagen kann, daß er etwas bei mir verloren habe."

„Sie haben es ihm nicht erstattet,“ replicirte der Doctor mit Schärfe. „Aber dieses Gespräch führt zu Nichts! Wie steht es mit unserem neuesten Geschäft, Freund Arnold?“

„Ich verspreche mir viel davon,“ war die Antwort. „Eben studirte ich noch daran herum, als ich da —“ er machte eine auf Philipp deutende Bewegung, mit welcher er eine lästige Störung ausdrücken wollte.

„Wann kann man den Plan sehen?“ fragte der Redakteur.

„Stets, nach Belieben,“ erwiderte Arnold. „Als ich Vormittag im Weinhause war, hatte ich die Papiere in der Tasche, aber Sie waren nicht gekommen.“

„Ich habe mich verspätet,“ versetzte der Doctor. „Ich hatte so viele Besuche. Auch ein Agent des Hauses Jaqueson war bei mir. Noch Eins! Unsere Köchin Therese ist von Kraßnitz zurückgekommen und hat so viel zu plaudern gehabt, was uns mehr oder weniger angeht und interessirt. Merkwürdiger Weise,“ wandte er sich an Philipp, „ist auch viel von Ihnen die Rede gewesen. Ich hätte nicht geträumt, daß ich Sie noch heute zu Gesicht bekommen würde.“

„Was gab's? worüber haben Sie denn gesprochen?“ fragte Philipp unruhig.

„Ueber Lappalien,“ erwiderte der Doctor.

„So, so!“ beruhigte sich Philipp.

„Sie haben,“ ergriff Doctor Schmey das Wort, „bei Ihrem ersten Aufenthalt in Kraßnitz, als Sie bei meinem Schwiegervater wohnten, einmal irgendwo den Hut verloren —“

„Ich?“ sprach Philipp zusammenfahrend. „Das Trinken gehört nicht zu meinen Lastern. Wie sollte ich meinen Hut verloren haben?“

„Das müssen Sie wissen,“ erwiderte der Redakteur. „Kurz und gut, der Mann, der Ihren Hut gefunden und behalten, ist eines Vergehens wegen in Untersuchung. Es ist ein sogenannter Cylinder, ein Seidenfilzhut —“

„Dummes Zeug,“ gab Philipp zur Antwort, „einen solchen habe ich in Kraßnitz gar nicht gehabt, ich trug einen gelben Strohhut, einen Panamahut. Dummes Zeug!“

„Sie erinnern sich wohl der Sache nicht mehr,“ sagte der Doctor, „indessen meine Therese bezeugt es. Sie hat Sie, als sie die Treppe scheuerte, ohne Hut

nach Hause kommen sehen und hat mit Ihnen darüber gesprochen."

„Ich weiß nichts davon," gab Philipp zur Antwort, „ich erinnere mich nicht —"

„Desto besser scheint sich der Hutmacher daran zu erinnern," ließ sich Arnold vernehmen. „Der Hutmacher Feßmann hat mir unlängst eine alte Rechnung zugeschickt. Du bist ihm das Geld für einen Hut schuldig. Du sollst von ihm kurz vor Deiner damaligen Abreise einen Seidenfilzhut à conto genommen haben ...."

„Das kann sein," warf Philipp hin, „aber daß ich einen Hut in Kraßnitz verloren haben sollte, ist ein einfältiges Weibergeschwätz."

„Vielleicht doch nicht," entgegnete Doctor Schmetz. „Dem Gerichte scheint es nicht um den Hut zu thun zu sein. In derselben Nacht ist ein Offizier im Wasser gefunden worden —"

„Davon habe ich allerdings später gehört," sagte Stropp mit mühevoll zusammengeraffter Fassung. „Als das geschah, war ich schon mehrere Tage von Kraßnitz fort. Nun, hätte man einen Verdächtigen eingefangen?"

„Ich glaube, daß man ihn eifrig sucht und schon erräth,“ versetzte Schmey scheinbar unbefangen.

„Das geht mich Nichts an!“ rief Philipp, indem er sich sehr rasch erhob. „Doch ich will die Herren nicht länger stören. Ich komme nächstens wieder. Adieu Arnold!“ Er schoß zur Thür hinaus.

Philipp hielt zum Leidwesen der Gensd'armerie sein Versprechen, wiederzukommen, nicht.

Er hatte sich kaum von Arnold entfernt, als schon eine polizeiliche Nachsuchung nach seiner Person im Hause des Spekulanten stattfand. Sie war eine vergebliche, Philipp war in demselben Dunkel verschwunden, aus welchem er während seines kurzen Besuches zum Vorschein gekommen war.

Neuntes Kapitel.

Bringt Unerwartetes zusammen.

Die rein zufällige Arretirung des Maurers Lizka war berufen, einen gewaltigen Rückschlag auf Bruno's Prozeß vor dem Militärgerichte in Pesth auszuüben, welcher sich vorerst freilich nur durch einen auffälligen, aber unerklärlich langen Stillstand aller Verhandlungen kundgab.

Der Rittmeister Haldenried und die wenigen Eingeweihten, welche dem Ausgange der Angelegenheit mit Antheil und Sorge entgegensahen, waren in die martervollste Spannung versetzt und vermochten keine stichhaltige Conjektur aufzustellen, durch welche die andauernde Unterbrechung und förmliche Sistirung der Sache gerechtfertigt gewesen wäre. Sogar der Auditor,

welcher dem Rittmeister von Zeit zu Zeit auf freundschaftlichem Wege Mittheilungen zu machen pflegte, konnte keinen bestimmten Erklärungsgrund angeben und mußte sich, von endlosen Nachfragen bestürmt, zu der Annahme flüchten, daß sich das Gericht nach der Ergänzung von Beweismitteln umsehe und bei der Schwierigkeit der Sache viel Zeit brauche.

Diese eigentlich traurige Annahme war die wahrscheinlichste für diejenigen, welchen es nicht möglich war, unter den Schleier des Amtsgeheimnisses zu blicken, um zu sehen, daß sich im Geheimen eine von Niemandem erwartete Wendung der Dinge vollzog, welche von Tag zu Tag die Hoffnung vermehrte und die Besorgnisse verminderte, ohne daß sich, ohne den Vorwurf der Voreiligkeit, ein bestimmtes Resultat vorhersagen ließ.

Dieser vermeintliche Stillstand des Prozesses mußte natürlich gerade so lange währen, als die Untersuchung gegen Lizka nicht beendigt war und alle sich aus derselben ergebenden weiteren Consequenzen nicht festgestellt waren. Der Stillstand war also nur ein scheinbarer, der Prozeß ging im Gegentheil seiner Klärung und Lösung im schärfsten Laufe entgegen. Das Schick-

sal hatte ihn nur vorübergehend aus den Händen des Pesther Militärgerichts genommen und dessen Abwickelung nach Kraßnitz verlegt.

Die Untersuchung in Kraßnitz hatte sich aber mehrere Wochen aus dem Grunde hinziehen müssen, weil ihre schon bekannten Ergebnisse an und für sich nur durch die Herbeischaffung sehr entfernt wohnender Zeugen zu eruiren gewesen waren, ehe die Fährte des Verdachts auf Philipp Stropp sichergestellt war und so weit verfolgt werden konnte, als nöthig war, um dem Pesther Militärgerichte die Ueberzeugung beizubringen, daß der Schein der Schuld bisher auf einen Unschuldigen gefallen sei und den wirklich Schuldigen beschützen geholfen habe.

Da einmal der Augenmerk des Kraßnitzer Gerichts auf Philipp Stropp's übelberüchtigte Persönlichkeit gefallen war, häuften sich die Verdachtsgründe bald in immer steigendem Grade und fingen bald die Kraft und Höhe der Beweise zu erreichen an.

In dieser Beziehung waren die gerichtlichen Erklärungen des Müllers Dubsky und seiner Tochter, welche Beide vorgeladen worden waren, von einer verderblichen Wirkung für den Schwindler, welcher diese

Familie um ihren Besitz zu bringen versucht und aller Wahrscheinlichkeit nach den ungelegen erschienenen Rivalen aus dem Wege geräumt hatte.

Hedwig, die unschuldige Veranlassung, daß Stropp nach Kraßnitz gekommen, um sich der Mühle und ihrer selbst zu bemächtigen, war vom Geschicke auserkoren, das Organ zu bilden, um den Räuber und Mörder zur Strafe zu ziehen, als sie vor Gericht ihre letzte Zusammenkunft mit Julius Werner erzählte.

Diese Erzählung ist dem Leser bereits seit Hedwigs erstem Besuche bei ihrer Jugendfreundin, Frau Sarah Schmeh bekannt und hoffentlich noch in Erinnerung. Hier wird es also genügen, nur jener Momente Erwähnung zu thun, welche auf den gegenwärtigen Stand des Prozesses ein charakteristisches Licht werfen.

Werner war gegen zehn Uhr, kurz nachdem der Feuerschein am Himmel erloschen war, bei Hedwig am Gartenzaun erschienen. Er hatte eine Kappe auf und trug Civilkleider, um in so später Stunde weniger aufzufallen und weniger bemerkt zu werden, als es in der Uniform der Fall gewesen wäre, vornehmlich aber, um nicht die Blicke des Müllers auf sich zu

ziehen und demselben einen Anlaß zu einem neuen Rencontre zu bieten.

Da es constatirt war, daß Werner kurz zuvor das Offiziercasino im Gasthause zum „blauen Karpfen" in der Uniform verlassen hatte, so mußte es richtig sein, daß er in dem dazwischenliegenden kurzen Zeitraume auf seinem Zimmer „in der Kugel" gewesen und sich dort umgekleidet habe, ganz so wie Bruno als heimlicher Beobachter ausgesagt.

Was das etwa halbstündige Gespräch mit Hedwig betraf, so war darin nichts zu entdecken, was auf einen Selbstmordgedanken hätte schließen lassen, wie ja auch Hedwig mit ihrem Vater am folgenden Morgen abgereist war, ohne eine Ahnung von dem Tode Julius Werner's zu haben und Monate lang in dem Wahne gelebt hatte, daß ein Brief von ihm eintreffen müsse. Ein Verzweifelter würde auch schwerlich solche Vorsichtsmaßregeln, wie die Umkleidung war, getroffen haben, ebensowenig hätte ihm viel daran liegen können, von irgend Jemandem, der des Weges dahergekommen, gesehen zu werden, als er bei den sich nähernden Schritten eines Menschen der Müllerstochter hastig Adieu gesagt, und um noch später unbemerkt zu

bleiben, den ungewöhnlichen Weg über den Steg eingeschlagen hatte.

Als sich Werner entfernt hatte, war auch Hedwig gleichzeitig in die Mühle zurückgesprungen, gleich darauf aber wieder im Garten erschienen, weil sie dachte, daß Werner wieder umkehren würde, da der Weg, den er eingeschlagen, durch die übermäßigen Krümmungen der Kraßnitz ein unnöthiger und in der Finsterniß nicht angenehmer Umweg war.

Sobald Hedwig in den Garten getreten, war ihre Aufmerksamkeit zugleich auf den Menschen, der das Stelldichein unterbrochen hatte, gerichtet. Aber sie sah ihn nicht mehr, obwohl er auf der Straße, welche er hinangegangen war, noch lange gesehen oder doch gehört worden sein müßte.

Dagegen hatte sie bemerkt, daß sich hinter dem Ufergebüsch jenseits der Kraßnitz eine Gestalt, welche zuerst den Steg überschritten hatte, mit raschen Schritten hinabbewegte. Werner hätte es nur dann sein können, wenn er die Absicht zu warten gehabt hätte. Er war es aber nicht, denn Hedwig hatte, um ihm ein Zeichen von ihrem Wiedererscheinen zu geben, ein ihm wohlbekanntes Lied mit lauter Stimme angestimmt.

Dieses Lied hätte er aus einer so geringen Entfernung hören müssen und würde entweder irgend etwas darauf erwidert haben oder zurückgekehrt sein.

Wer war nun diese Gestalt? Philipp Stropp? Es ist wahrscheinlich, wenigstens denkbar; ließ sich aber nicht fest behaupten. Aber wie kam es, daß Stropp ungefähr eine gute halbe Stunde später ohne Hut und mit allen Zeichen der Verwirrung und Verstörung nach Hause gekommen und sein Hut auf einer Uferstelle aufgefunden worden war, auf welcher die fragliche Gestalt den vorauseilenden Werner eingeholt haben konnte?

Was hatte Stropp angegeben, um den Verlust seines Hutes zu erklären?

Er war, von Tereska befragt, in die größte Verlegenheit, ja in Zorn gerathen. Er hatte sich nicht hinaufleuchten lassen, um den weiteren Fragen des Mädchens nicht Rede zu stehen und um sein Gesicht nicht zu zeigen. Möglich, daß dann auch Tereska an seinen Kleidern eine seltsame Unordnung oder an seinem Gesicht oder seinen Händen die Spuren eines Kampfes wahrgenommen haben würde, auf welchen das Abhandenkommen seines Hutes hinzudeuten schien.

War es verdächtig, daß Stropp den Verlust des Hutes nicht erklärt hatte, so ist jede andere harmlose, mit einem Verbrechen nicht zusammenhängende Voraussetzung dadurch rein abgeschnitten, daß er seitdem geläugnet hatte, einen ähnlichen Hut in Kraßnitz gehabt zu haben, folglich ohne einen solchen Hut nach Hause gekommen zu sein. Wäre diese Lüge nicht handgreiflich, so brauchte man ihn nur zu fragen, warum er in jener Nacht nicht seinen gelben Strohhut nach Hause gebracht habe? Wenn er etwa darauf antwortete, daß er ihm vom Winde fortgetragen worden sei, so müßte man von Neuem erstaunen und den Kopf ungläubig schütteln, denn dann müßte der gelbe Strohhut, aber nicht der Seidenfilzhut von irgend Jemandem gefunden worden sein.

Unzweifelhaft war es, daß Stropp bei einer Begegnung und einem gewaltsamen Zusammenstoße mit Julius Werner den Hut vom Kopfe verloren haben müsse. Es erscheint zwar auf dem ersten Blick als eine frappante Fahrlässigkeit oder Unvorsichtigkeit, einen Gegenstand zurückzulassen, welcher die Entdeckung der begangenen That schon am folgenden Morgen herbeizuführen geeignet war, aber bei näherer Betrachtung,

wie der Verlauf der Dinge vor sich gegangen sein könne, fiel jeder Anlaß zu einer solchen Verwunderung hinweg. Hierbei soll gar nicht erwähnt werden, daß die scharfsinnigsten und raffinirtesten Verbrecher zuweilen die gröbsten Versehen und die einfältigsten Mißgriffe gemacht haben, denn diese auffällig scheinende Thatsache konnte aus sich selbst auf die natürlichste Weise erklärt werden.

Stropp konnte ja seinen Hut mit dem größten Eifer gesucht haben, aber bei der zur Stunde der That herrschenden Dunkelheit konnte es geschehen, daß er in der unmittelbaren Nähe des Ortes, wo er lag, vielleicht zehnmal herumgetappt und ihn doch nicht erblickt habe. Möglich, daß er nach längerem vergeblichen Suchen angenommen, der Hut sei in den Fluß hinabgekollert und von demselben fortgeschwemmt worden. Es war auch möglich, daß er während des Suchens von irgend einem nahen Geräusch oder dem wirklichen Herannahen eines Menschen erschreckt, davongeeilt sei, um nicht auf dem Schauplatze seiner Unthat gesehen zu werden. Aber auch der Annahme stand nichts im Wege, daß er schon bei dem frühesten Morgengrauen auf jener Stelle wiedererschienen sei, um eine

Nachsuchung vorzunehmen, welche natürlicher Weise vergeblich ausfallen mußte, weil der vermißte Gegenstand inzwischen von einer fremden Hand fortgetragen und um dieselbe Zeit schon längst in Lizka's Schlafstube in Sluchowo lag.

Die günstigen Umstände, welche den Verdacht von Philipp Stropp so lange ferngehalten, schienen auch die heimliche Weisung an alle Polizeibehörden, die verdächtige Person einzuziehen, illusorisch gemacht zu haben.

Es war wahrhaftig ein beklagenswerthes Glück, daß Stropp unvermuthet aus seinem bisherigen Dunkel in Wien hervortreten und seinen Bruder Arnold besuchen konnte, ohne der auf ihn lauernden Polizei in die Hände zu gerathen. Dasselbe Glück hatte ihn auch auf dem Rückwege begleitet, denn obwohl ihn seitdem die Verfolger fest in's Auge gefaßt hatten, war ihn zu verhaften bis zur Stunde noch immer nicht gelungen.

Bei solcher Lage der Dinge stand das Gericht nicht länger an, den nur aus polizeilichen Klugheitsrücksichten eine Zeit lang zurückgehaltenen Steckbrief in allen Amtsblättern zu veröffentlichen, worin Stropp,

als des Mordes an Julius Werner dringend verdächtig bezeichnet wurde.

Da dieser Akt ohne das Einvernehmen und die Zustimmung des Pesther Militärgerichts nicht möglich war, so mußte Bruno's Freilassung mit vollständiger Ehrenrettung entweder gleichzeitig erfolgen oder doch im Zuge sein.

Am Morgen jenes Tages, an welchem dieser Steckbrief das Tageslicht erblickte, wurden Philipp Stropp's Angehörige und Bekannte, wie auch das kleine Häuflein derer, welche an Bruno's Schicksal Antheil nahmen, in nicht geringe Aufregung versetzt, freilich in eine Aufregung, welche auf beiden Seiten einen entgegengesetzten Charakter tragen mußte. In demselben Maaße, als sich dort peinliche Verwunderung und Schrecken verbreitete, füllten sich hier die Herzen mit Hoffnung und Freude.

Cornelia war die Einzige unter den Wesen, denen Bruno nahe stand, welche die freudige Bewegung jenes Tages nicht mitergriffen hatte, aber es war ihr auch erspart gewesen, bei den Wechselfällen des Prozesses in endlos auf und nieder wogenden Aufregungen mitzuzucken.

Die Höhe ihres Schmerzes war mit der vermeintlichen Verschollenheit Bruno's schon längst erstiegen und erreicht und seitdem war keine Nachricht über den Wall ihrer aristokratischen Isolirung gedrungen, durch welche ihre Betrübniß vergrößert oder vermindert worden wäre. Was ihr von ihrem Vater in Enzdorf über Bruno gesagt worden war, hatte sie bei längerem Nachdenken darüber vollständig verworfen und als Lüge, ihrer und Bruno's unwürdig, aus ihrem Gemüth beseitigt. Sie hatte keinen Verdacht, daß ihr Vater sie habe täuschen wollen, sie glaubte, daß er selbst getäuscht worden sei. Sie war ja der festen Ueberzeugung, daß man Bruno nicht Wort gehalten; was war nun natürlicher, als daß man, um sein Verschollensein zu erklären, absichtlich irreführende Gerüchte ausstreue? „Mein Vater kennt ihn nicht," sagte sie zu sich selbst, „darum glaubt er ein so abgeschmacktes Mährchen, wie diese Entführungsgeschichte ist." Ihr Glaube an Bruno's Charakter und an seine Liebe hatte die ihr gelegten Schlingen bald wieder zerrissen — eine Nacht, vielleicht ein paar Tage lang hatte der Geist der Lüge ihren Glauben verwunden, ihr Gemüth verwirren können, doch nicht auf die Dauer. Ihr reines,

tiefes, durch keinen Zweifel getrübtes Leid um ein unglückliches Opfer rachsüchtiger Politik war bald wieder da, ein Gedanke jeder ihrer Stunden. Aber wo, wo hatte sie sich den Unglücklichen zu denken? Ihr Zustand hatte eben so sehr die starre Trauer über einen wirklichen Verlust in sich, als die Hoffnung, welche selbst aus der qualvollsten Ungewißheit entspringt und vielleicht den Leidenden mit ihren wohlwollenden Täuschungen nicht minder, jedenfalls länger martert, als die bitterste Thatsache, welche mit einem Schlage niederfällt.

Cornelia's Leben von Tag zu Tag war seit ihrer Rückkehr vom Schlosse Enzdorf von keinem nennenswerthen Vorfalle bezeichnet. Sie wußte nicht einmal, was ihrer auffallend schnellen, ja überstürzten Abreise von dort zu Grunde gelegen sein könne. Ihr Vater war durch keine ihrer noch so dringenden Fragen aus seinem unheimlichen Stillschweigen herauszutreiben gewesen. Wenn man die große Bestürzung, in welche der Graf in Enzdorf geworfen worden war, in Erwägung zieht, so muß man gestehen, daß in der That ein Grad nicht gewöhnlicher Selbstbeherrschung nöthig war, nicht allein um zu schweigen, sondern auch um

sich nicht mit Vorwürfen gegen Cornelia zu wenden. Der Graf hatte aber auch die Ausrede, welche ihm leicht gefallen wäre, verschmäht, daß seine Stellung zum Fürsten durch vorübergehende geschäftliche Spaltungen eine Trübung erfahren habe. Er hatte nichts gesagt und auch diesen heimlichen Vorfall wie alle übrigen in seinem Innern verschlossen. Dort, in der tiefsten Herzenskammer, sollte Alles aufgespeichert liegen bis zum Zeitpunkte, wo er es gerathen finden dürfte, die so lange zusammengedrückte Masse ganz oder theilweise explodiren zu lassen.

Cornelia hatte zwar eine große Mißstimmung von Enzdorf mitheimgebracht, aber diese bezog sich nur auf das Zerwürfniß ihres Vaters mit dem Fürsten, insofern als aus demselben irgend welche für den Grafen ungünstige Folgen hervorgehen konnten. Sie hielt sich für nicht berührt und ihr wäre die offenkundigste Feindschaft der Familie Kronenburg, wenn auch nicht erwünscht, zum mindesten gleichgültig gewesen.

Doch kaum waren einige Tage seit ihrer Rückkehr verflossen, als sie schon weder an Enzdorf, noch an einen der damaligen Vorgänge mehr dachte, sondern in die ihrem Gemüth naheliegende Sphäre mit all ihren

Gedanken flüchtete. Natürlich war eine ihrer ersten Sorgen, nachzusehen, ob nicht inzwischen eine Nachricht über Bruno eingetroffen sei. Gleich bei ihrer ersten Nachfrage hatte sie aber erfahren, daß die einzige Person, welche ihr in dieser Hinsicht als Vermittlerin zur Seite stand, Frau Hassenfeld, dringender Familienangelegenheiten wegen verreist sei und die Rückkehr derselben vor mehreren Wochen in sehr unbestimmter Aussicht stehe.

Da blieb nur der alte Koß übrig, welcher ihr freilich im Nothfalle bei solchen Aufträgen zur Verfügung stand. Sie wollte ihn bewegen, sich in die Wohnung des alten Herrn Haldenried zu begeben und dort nach dessen Neffen zu fragen. Es kostete ihr freilich viel Ueberwindung, sich an diesen Mann zu wenden, dessen Moralpredigten gehört, dessen Gewissensscrupel erst beschwichtigt werden mußten, ehe er geneigt war, den verlangten Dienst zu übernehmen. Cornelia mußte sich doch dazu entschließen. Und die Mühe war noch weit größer, als sie sich vorstellte. Koß stemmte sich mit Händen und Füßen gegen jede neue Mission; zuletzt willigte er doch ein und bequemte sich zu dem Gange. Er brachte die Nachricht zurück — ob er den Auftrag er-

füllt, ist freilich sehr fraglich, — daß der alte Herr Haldenried von dem Aufenthaltsorte seines Neffen nichts wisse.

Seitdem hatte Cornelia öfter Lust gehabt, den alten Koß um den nämlichen Dienst anzusprechen, aber das Verlangen nicht zu äußern vermocht. Sie fing an eine Art Mitleid mit dem alten Diener zu fühlen und machte sich Vorwürfe, daß sie fortfahren wolle, ihn mit seinen Pflichten in so krampfhafte Collisionen zu bringen.

Koß war aber eigentlich weit bemitleidenswerther, als Cornelia sich vorstellen konnte, was man begreiflich finden wird, wenn man seine ängstliche, schwache Natur und zugleich seine kleinliche und pedantische Lakaienredlichkeit berücksichtigt. Ohne sein Zuthun und ohne seine Absicht war er in die schiefste Stellung zu seinem Herrn gerathen, indem er den heimlichen Mitwisser und Theilnehmer Cornelia's an unerlaubten Handlungen gespielt hatte. Seine Schuld war an's Tageslicht gekommen, aber der Preis seiner Absolution war ein Verrath an Cornelia, welche er liebte und als seine Herrin mitverehrte. Erst jüngst hatte er dem Grafen, vor dessen Abreise nach Pesth, alle auf den Flüchtling im Kraßnitzer Schlosse bezüglichen

Mittheilungen wiederholen und bis in's kleinste Detail erzählen müssen. Die Ueberwindung, die es ihm kostete, diese Angaben zu machen, war eben so groß, als wenn er aufgefordert worden wäre, einen heimlichen Brief Cornelia's bestellen zu gehen.

Auf diese Art war der Mann trotz seines Bestrebens gerade zu sein und eine ehrliche Haut zu bleiben, in seinen alten Tagen zu einem wahren Verräther geworden und er empfand diesen Conflikt Tag und Nacht. Er wünschte sogar oft, wenn er in Cornelia's Gegenwart plötzlich ohne alle Veranlassung die Augen wie vernichtet, niederschlug, daß Cornelia endlich einmal hinter seine Falschheit kommen möge, damit er die Gelegenheit finde, zu beichten und sich von einer drückenden Last zu befreien. Sein Gewissen war nicht auf Rosen gebettet und je länger er es belastet fühlte, desto mehr übertrieb er seine Schuld und fuhr mit desto heftigeren Vorwürfen gegen sich selbst los.

Eines Morgens — es war im August, ein paar Tage nachdem der Steckbrief gegen Philipp Stropp erlassen wurde, — wollte der alte Koß eben wieder aus Cornelia's Gemach hinaushuschen, als ihn seine Herrin unerwartet anredete.

„Wie die Zeit umläuft!“ sagte Cornelia, die in Gedanken dagesessen war, aus ihrem Brüten halb erwachend, — „heute vor drei Jahren —“

Koß fuhr mit der Hand nach dem Kopfe, wie um seinem Gedächtniß zu Hilfe zu kommen, und brummte vor sich hin:

„Vor drei Jahren — vor drei Jahren? . . .“

„Da waren wir in Kraßnitz,“ sprach Cornelia. „Da haben Sie in der Dämmerung den Flüchtling in's alte Schloß geführt —“

„Das war freilich ein Unglückstag,“ rief Koß, sich in die spärlichen Haare fahrend, „ein Unglückstag, wie ich deren nicht viele habe! Das weiß ich, daß ich mich heute lieber davonjagen ließe, als daß ich das thäte, was ich damals gethan habe.“ Er wollte zur Thüre hinausschlüpfen, besann sich aber einen Moment und sagte, indem er mit einer gewissen Beherztheit weiter vortrat:

„Sagen Sie mir doch, gnädigste Comtesse, wie es möglich ist, daß Sie in diesen Sachen noch immer mit einer so entsetzlichen Ausdauer wühlen? Hat es Ihnen denn eine einzige frohe Stunde gebracht? Haben Sie denn seitdem ein einziges Mal so von

ganzem Herzen wieder gelacht, wie Sie früher vom Morgen bis in die späte Nacht gelacht haben? Das Herz bricht es mir, wenn ich Sie sehe, wie Sie dasitzen und Ihre Trauer verhüllen! Aber mir scheint, Sie selbst wollen das Leid haben!"

„Ach, Koß!" warf Cornelia mit einem freundlichen Blicke hin.

„Seinen Verstand kann man darüber verlieren," fuhr Koß ermuthigt fort, „wenn man an Alles zurückdenkt! Ein Mensch, wie Sie deren hundert gesehen, ohne einen von ihnen eines Blickes gewürdigt zu haben, kommt, einem Gefängniß entsprungen, daher, Sie nehmen ihn auf, wie einen verfolgten Bruder, er läßt es sich wohl sein, so lange es ihm gefällt, und verläßt die Zufluchtstätte, ohne nur ein „Vergelt's Gott!" zu sagen, bei Nacht und Nebel, wie wenn er wieder aus einem Gefängnisse herausbräche. Sie treffen ihn wieder nach Jahren und sind ganz glücklich, daß der Undankbare bei seinen Sprüngen nicht den Hals gebrochen hat und gehen so weit, ihm Ihre Hand zu reichen. Er verschwindet, wie vom Boden verschlungen, im nächsten Augenblicke wieder, Sie quälen sich darüber, zu wissen, in welchem Ge-

fängniß er sitze oder was er wieder angestellt habe! Geht das mit rechten Dingen zu? Man sollte meinen, daß er Sie seit der ersten Begegnung an einem Teufelsschnürchen festgebunden halte, durch Hecken und Dornen mitziehe und in das Verderben, dem er geweiht ist, nachschleppe! Ich muß an Behexung glauben, wenn ich sehe, wie Sie dasitzen — daß Sie den Gedenktag an diesen Menschen feiern — ich fluche ihm bei Tag und Nacht!"

„Es thut mir sehr wehe," erwiderte Cornelia, „zu hören, was Sie da sprechen, aber ich weiß, der Irrthum und Wahn kommt aus einem guten Herzen. Sie haben recht gesehen, Koß! Ach, ich bin wirklich tief unglücklich!"

Sie seufzte.

„Wenn ich Sie so seufzen höre," versetzte Koß, die Fäuste ballend, „so möchte ich auf den Menschen, der Ihnen solches Leid gebracht, losrennen und ihn zu Boden stoßen!"

„Sie reden recht toll!" erwiderte Cornelia traurig lächelnd. „O, wenn ich wüßte, wo er ist, was gäbe ich d'rum!"

„Wo er ist?" fuhr Koß in einem wahren Wuth-

anfalle heraus. „Das kann ich Ihnen sagen! Vor Gericht ist er! Ein Mensch, der seiner gerechten Strafe lange genug ausgewichen ist! Vor Gericht ist er, das kann ich Ihnen verbürgen, das sage ich Ihnen, damit es endlich mit Ihrer tollen Schwärmerei zu Ende gehe —"

„Ein altes Gerede!" murmelte Cornelia, obwohl sie andererseits die Worte des Dieners ernst nehmen zu müssen geneigt war.

„Kein Gerede," versetzte Koß mit dem Nachdruck von früher. „Es ist gewiß!"

„Woher wollen Sie es wissen?"

„Das brauche ich nicht zu sagen," versetzte der Alte, in seiner Aufregung ziemlich grob geworden. „So viel wissen Sie aber jetzt, daß Sie den Menschen fortan seinem Schicksal überlassen können!"

„Wenn Sie es wirklich mit mir so gut meinen, wie Sie immer sagen," begann Cornelia, „so wären Sie es mir schuldig, mir eine nähere Auskunft zu geben, denn Sie können sich denken, daß ich auf ein paar hingeworfene Worte hin, wie ich sie eben vernommen, einen Menschen nicht fallen lassen werde, welcher mir mehr werth ist, als die ganze übrige Welt!"

Sie richtete sich ruhig, aber hoch auf.

„Sie haben freilich Recht, das zu verlangen," sagte der Alte. „Ueberhaupt glaube ich, daß ich den Menschen nur schone, wenn ich schweige und das ist wahrhaftig nicht mein Zweck! Also hören Sie! Er sitzt in Untersuchung in Pesth, im Neugebäude, und außer allen möglichen Dingen, welche gegen ihn vorliegen, ruht auch noch der Verdacht, der schwerste Verdacht auf ihn, daß er in der Uniform des ertrunkenen Offiziers —"

„Halt!" rief Cornelia mit einem Schrei wilder Entrüstung.

„Sie wollen es ja wissen!" rief Koß. „Ich berichte die Wahrheit; was geht es mich sonst an?"

„Sie haben offenbar mit dem hämischesten und elendesten seiner Feinde gesprochen!" rief Cornelia.

„Da hat man's!" rief Koß in Verzweiflung über das Fehlschlagen der Wirkung seines Mittels. „Wie weit wird denn Ihre Verblendung noch gehen? Sein eigener Bruder hat es mir gesagt!"

„Der Rittmeister?" fragte Cornelia leicht erblassend.

„Er selbst!" gab Koß zur Antwort. „Und der

wird schwerlich eine Fabel erfinden, welche seine eigene Familie befleckt."

„Er sollte daran glauben!" rief Cornelia.

„Er glaubt es freilich nicht," gab Koß zur Antwort, „muß Ehrenhalber so thun, wie wenn er es nicht glaubte! Die Sache ist aber aus anderen Gründen so, wie ich sage. Bemänteln und vertuschen läßt sich da nichts!"

„Ich danke Ihnen, Koß," stammelte Cornelia in fieberischer Aufregung. „Schuldig ist er nicht, das weiß ich und glaubte es nicht, wenn der Himmel sich aufthäte und ein Chor von Engeln es herunter riefe, herunter schrie! Schuldig ist er nicht, aber ich weiß wenigstens jetzt von Ihnen, in welcher Gefahr er schwebt. Kommen Sie! Kommen Sie! Begleiten Sie mich! Ich muß mir auf der Stelle die höchste Gewißheit verschaffen! Schnell! Schnell! Ihren Hut und erwarten Sie mich!"

Eine kleine Weile später stand schon Koß draußen vor der Thüre des Zimmers und erwartete in größter Aufregung seine Gebieterin. Vor sich murmelte er: „Wohin will sie gehen?"

Gleichzeitig war ein Lakai des Hauses am Ende

des Corridor's mit einem fremden Herrn zum Vorschein gekommen. Zwischen beiden fand eine kurze Unterredung statt, worauf sich der Diener entfernte und jener Herr, ein schlanker, fein aussehender junger Mann sich dem alten Koß, an welchen er gewiesen worden zu sein schien, mit raschen Schritten näherte.

Es war Bruno Haldenried!

Beim Herankommen dieser Erscheinung fühlte Koß die Füße unter sich zittern, seine Augen starrten dem jungen Menschen entgegen, als sei sich sein Geist noch nicht klar geworden, ob das, was sich ihm da nähere, ein wirklicher Körper oder eine Vision seiner Angst sei. Unwillkürlich drückte er sich an die Wand zurück, als in demselben Augenblicke Cornelia aus ihrem Gemach hervorgetreten war und vor dem Ankömmling, gleichsam zurückprallend, stehen blieb. Aber gleich darauf riß sie die Arme weit auseinander und stürzte mit einem weit hallenden Freudenschrei an Bruno's Brust.

Koß lallte einige unverständliche Worte, der Kopf drehte sich ihm, er wurde ohnmächtig.

Ende des zweiten Bandes dritter Abtheilung.
